

PROF. DR. JOSEPH SCHUMACHER, FREIBURG:

BETRACHTUNGEN ZUM 1. JOHANNESBRIEF - TEIL 2  
MUENCHEN SCHLOSS FUERSTENRIED VOM 20. BIS ZUM 22. JULI 2007

DISPOSITION

- I. Die Voraussetzung der Bruderliebe, die Gotteskindschaft: 2, 29 - 3, 8.
- II. Die Bewährung der Bruderliebe, ein sicheres Kennzeichen der Gotteskindschaft: 3, 9 - 24.
- III. Der Gegensatz zur Bruderliebe, das Antichristentum: 4, 1 - 6.
- IV. Der Beweggrund der Bruderliebe, die christliche Gottesliebe: 4, 7 - 5, 3.
- V. Das Fundament der Bruderliebe, der Glaube an Christus, den Sohn Gottes: 5, 4 - 5, 13.
- VI. Die letzte Betätigung der Bruderliebe in der Fürbitte: 5, 14 - 20.
- VII. Schlussmahnung: Warnung vor dem Götzendienst: 5, 21 .

EINLEITUNG

Der 1. Johannesbrief ist wahrscheinlich am Ende des 1. Jahrhunderts nach Christus entstanden. Er variiert das Thema des rechten Glaubens und eines daraus zu entwickelnden Lebens, für das wiederum die Liebe ausschlaggebend sei. Auffallend ist in diesem Brief die Lichtmetaphorik, die auch für das Johannes-Evangelium charakteristisch ist. Das hängt damit zusammen, dass der Verfasser sich mit der Gnosis auseinandersetzt in diesem Brief. Der 1. Johannesbrief ist als solcher als Mahnbrief zu verstehen (vgl. 1 Joh 2,18 f.; 2,26; 3,7), der sich gegen die Leugnung der Gottheit des Sohnes richtet. Die Gnosis, speziell in der Gestalt, in der sie in Kleinasien wirksam war am Ende des 1. Jahrhundert - es handelte sich hier um die Gnosis des Irrlehrers Kerinth - , sah in Christus zwar nicht einen einfachen Menschen, aber doch ein Geschöpf Gottes. Den Gnostikern war es eigen, dass sie meinten, sich durch ihre Erkenntnis (griechisch: gnosis) über die gewöhnlichen Gemeindechristen bzw. über die gewöhnlichen Glaubenden erheben zu können und eine höhere Stufe des Christseins erreicht zu haben. Auf jeden Fall vertraten sie falsche Aussagen über Jesus Christus. Deshalb betont Johannes in diesem Brief nachdrücklich, dass Christus wahrhaft Mensch geworden ist (4, 2), dass er durch sein Blut, durch seinen Kreuzestod, Sühne geschaffen hat und dass er der einzigartige Gottessohn ist. Er betont damit zentrale Glaubenswahrheiten, die von den kleinasiatischen Irrlehrern bestritten wurden, wenn sie leugneten, dass Jesus der Christus ist (2, 22 f), und wenn sie

meinten, des stellvertretenden Sühnetodes Christi nicht zu bedürfen, weil sie nicht mehr sündigten (1, 10). Ein zweites Characteristicum der kleinasiatischen Irrlehrer war es dann, dass sie sich als Pneumatiker wähten, als Geistbegabte, dass sie sich deshalb den anderen Christen überlegen fühlten und hochmütig auf sie herabblickten (4, 1 ff). Angesichts dieser Situation ist es, so stellt Johannes in seinem Brief fest, für die Glaubenden wichtig, die Geister zu prüfen und zu unterscheiden. Noch ein Drittes ist hier zu sehen: Die Irrlehrer, denen Johannes den Kampf ansagt in seinem Brief, fühlten sich durch die Gebote nicht mehr verpflichtet (2, 4; 3, 10. 24). Sie meinten, sie brauchten diese nicht mehr. Sie waren Libertinisten, so würden wir sagen. Immer wieder spricht Johannes in seinem Brief von ihren irrigen Anschauungen hinsichtlich des christlichen Lebenswandels und betont die Notwendigkeit des Lebens aus dem Glauben. Nachdrücklich stellt er fest: Der Glaube allein genügt nicht, er bringt dem Menschen nicht das Heil, wesentlich kommt es auch auf das Tun an. Im Zentrum steht dabei für Johannes die Bruderliebe, die für ihn eine Konsequenz der erfahrenen Liebe Gottes, des Wesens Gottes selbst, ist (3, 16-18; 4, 7 f. 19-21). Die Bruderliebe wird im 1. Johannesbrief zum entscheidenden Kennzeichen der Kinder Gottes gegenüber den Irrlehrern, die der Brief als die Kinder des Teufels bezeichnet (3, 10). Nachdrücklich betont Johannes gegenüber den Irrlehrern in seinem Brief, dass Gotteserkenntnis und Wandel im Licht, in der Bruderliebe, untrennbar sind und dass Gott uns im Mensch gewordenen Jesus seine Liebe offenbart hat, durch die er unsere Sünden tilgt.

Der Verfasser des 1. Johannesbriefes verweist auf den Anfang des Christusgeschehens, an dem er als Augen- und Ohrenzeuge teilnahm (1 Joh 1, 1-4; 4, 14), auf die anfängliche Sendung Jesu Christi als des Heilandes der Welt. Er gibt sich so als ein Jünger Christi zu erkennen. Der Ehrentitel „der Älteste“, der ihm zukommt, verweist auf eine bei den Empfängern bekannte und anerkannte Autorität, so dass sich der Verfasser des Briefes nicht namentlich vorstellen muss. Die altkirchliche Tradition sieht in ihm überwiegend den Apostel Johannes, den Sohn des Zebedäus. Mit Sicherheit geschieht das zuerst bei dem Kirchenvater Irenäus von Lyon um 180 nach Christus.

Adressaten des Briefes sind einige Gemeinden in Kleinasien, denen der Verfasser wohlbekannt ist. Der Anlass des Briefes ist die Tatsache, dass diese Gemeinden durch Irrlehrer gefährdet sind. Tatsächlich durchzieht die Auseinandersetzung mit den Irrlehrern den ganzen Brief vom Anfang bis zum Ende. Am deutlichsten tritt das hervor an den Stellen 1 Joh 2, 18-27 und 4, 1-6.

Positiv geht es Johannes darum, die Gemeindeglieder im Glauben zu stärken, sie zur brüderlichen Liebe aufzufordern und ihnen die Gewissheit der Gottesgemeinschaft und ihres Heils zu vermitteln. Dabei greift er verhältnismäßig wenige, aber für den Glauben grundlegende Themen auf. Daraus ergibt sich der um einzelne Gedanken kreisende Stil des 1. Johannesbriefs. Der Verfasser entfaltet seine Gedanken nicht linear, sondern zyklisch, so kommt er auf bestimmte Themen mehrfach zurück, vertieft sie und führt sie weiter.

Die Liebe ist das entscheidende Thema unseres Briefes, die Bruderliebe. Es ist nicht schwer, einen Menschen zu lieben, den man wegen seiner Liebenswürdigkeit gern haben muss. Es ist leicht, einen Menschen zu lieben, den man schätzt und verehrt, oder dem man zur Dankbarkeit verpflichtet ist. Es ist auch leicht, Menschen zu lieben, von denen wir den Eindruck haben, dass sie integer sind und ehrlich und dass sie sich ganz einsetzen für das Gute. In all diesen Fällen entspricht die Liebe unserer Natur. Das ist noch nicht die christliche Bruderliebe und die christliche Nächstenliebe, denn sie bauen nicht auf dem Fundament natürlicher Zuneigung auf, auf dem Fundament der Sympathie, der Sympathie auf den ersten Blick, oder einer Sympathie, die wächst, wenn man einen Menschen näher kennen lernt. Die christliche Bruderliebe und die christliche Nächstenliebe meinen demgegenüber den Willen, allen Menschen gut zu sein und ihnen dann zu helfen und ihnen zu Diensten zu sein, wenn sie uns räumlich und zeitlich nahe sind und unserer Hilfe bedürfen, letztlich deswegen, weil wir in ihnen Christus selber sehen, der gesagt hat: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25, 40). Die Bruderliebe ist das Zeichen, an dem man die Jünger Christi erkennen soll (Joh 13, 35). Das Zeugnis der Liebe überzeugt die Suchenden mehr als viele Worte.

An der Lieblosigkeit gehen die Klostersgemeinschaften heute zugrunde. Es mag nur noch wenige Gemeinschaften geben, die in diesem Punkt noch geordnet sind. Wo der Glaube schwach ist, da wird die Bruderliebe zum Problem. Das Gleiche können wir auch von der Gottesliebe sagen. In gewisser Weise kann man aber auch sagen, dass der Glaube da schwach wird, wo es mit der Liebe nicht mehr stimmt.

In dem Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe steht die Liebe zu Gott an erster Stelle. In der Ordnung des Tuns aber nimmt die Nächstenliebe den ersten Platz ein, weil wir Gott nicht sehen. Der heilige Augustinus (+ 430) sagt, dass wir das Sehen Gottes erst verdienen, wenn wir den Nächsten lieben, den wir sehen. Indem wir den Nächsten lieben, so stellt er fest, rei-

nigen wir unser Auge, um Gott schauen zu können. Deshalb sagt der Evangelist Johannes: „Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, kann Gott nicht lieben, den er nicht sieht“ (1 Joh 1,21).

Bevor wir uns mit dem 2. Teil des 1. Johannesbriefes zuwenden, möchte ich noch einen kurzen Rückblick auf das machen, was dem vorhergeht.

Im 1. Teil des Briefes hatten wir nach einer kurzen Einleitung, in der es um die vier Kennzeichen der urchristlichen Lehre geht, den Wandel in Gott besprochen. Im letzten Abschnitt des 1. Teils ging es uns um das Antichristentum.

Ein erstes Kennzeichen der urchristlichen Lehre ist es, dass sie verkündigt wird durch die Apostel, ein zweites, dass sie das göttliche Leben vermittelt, ein drittes, dass sie getragen wird von der Gemeinschaft der Kirche, ein viertes, dass sie an Gottes Freude teilnehmen lässt. Bei dem Wandel in Gott ging es um Gott als die verpflichtende Norm unseres Lebens, um die Vergebung der Sünden, um die wahre Gerechtigkeit und um die Gefahren der Sünde. Sie bestehen in der Weltliebe und im Antichristentum.

Im Antichristentum (2, 18-28) ging es uns um das Auftreten des Antichristen, um sein Wesen und um seine Ablehnung. Der Apostel stellt an dieser Stelle fest, dass der Antichrist den Sohn leugnet und damit auch den Vater und dass er die Verbindung mit Gott für das Diesseits und für das Jenseits zerstört. So lesen wir in den Versen 22-25 des 2. Kapitels:

Er ist ein Lügner, der Antichrist, weil er sich gegen die ausdrückliche Offenbarung Gottes wendet. Er leugnet den Sohn und den Vater. Wer den Sohn leugnet, kennt auch den Vater nicht, der sich in dem Sohn offenbart hat. Was aber von Anfang an in der Gemeinde Jesu geglaubt wurde, das darf nicht aufgegeben werden. Wenn auch nur ein Stein aus dem Glaubensgebäude heraus gebrochen wird, bricht das ganze Gebäude zusammen. Wenn wir am Glauben festhalten, bleiben der Sohn und der Vater und der Heilige Geist in uns, bleiben wir Tempel des dreieinigen Gottes. Die geheimnisvolle Einwohnung Gottes in uns aber findet ihre Vollendung im ewigen Leben. „Wer glaubt, wird gerettet werden“, so heißt es im Markus-Evangelium, „wer nicht glaubt, wird verdammt werden“ (Mk 16, 16).

Der Glaube ist die Garantie des Heiles, freilich nicht ein toter Glaube, sondern ein Glaube, der lebendig ist. Darauf weist der Jakobusbrief nachdrücklich hin, so nachdrücklich, dass Martin Luther ihn am liebsten aus dem Kanon der inspirierten Schriften des Neuen Testaments herausgenommen hätte.

Der Antichrist ist der Exponent der Irrlehrer. Die Irrlehrer leugnen die Worte Jesu und ihre rechte Interpretation. Der Antichrist leugnet den Anspruch Christi, den göttlichen Anspruch Christi, und die Erlösung der Menschheit durch den Tod und die Auferstehung Christi. Die Menschwerdung Gottes und die Erlösung des Menschen im Zeichen des Kreuzes, diese zwei Wirklichkeiten sind das eigentliche Zentrum des Christentums. Gott wurde ein Mensch, um die Menschheit zu erlösen, um sie aus der Nacht der Sünde herauszuführen.

Der dreifaltige Gott und der um der Erlösung der Menschheit willen Mensch gewordene Gott, das sind die entscheidenden Wahrheiten oder besser: die entscheidenden Wirklichkeiten des christlichen Glaubens.

Es gibt so etwas wie einen katholischen Glaubensinstinkt. Ihn pflegen wir durch ein lebendiges Glaubensleben in der Kirche. In ihm erkennen wir leicht, was den Glauben der Kirche zerstört. Das gilt vor allem dann, wenn wir die Kirche lieben. Der Glaubensinstinkt ist heute bedeutender und wichtiger als je zuvor, da der Glaube der Kirche auf mannigfache Weise entstellt wird, da die Irrlehren so zahlreich sind wie kaum je zuvor, wenngleich sie nicht unbedingt neu sind. Es ist letzten Endes das Wirken des Heiligen Geistes, das diesen Glaubensinstinkt in uns - man spricht auch von dem Glaubenssinn - bewegt. Jesus nennt den Heiligen Geist in den Abschiedsreden des Johannes-Evangeliums (Kap 14-17) den Geist der Wahrheit.

Wie alles Heil durch die Wahrheit kommt und durch den Geist der Wahrheit, so kommt alles Unheil durch die Lüge und durch den Geist der Lüge. Die Schrift nennt den Widersacher Gottes den Vater der Lüge. Dieser ist aber ein Geist, ein geschaffener Geist. Deshalb kann man ihn auch als den Geist der Lüge bezeichnen. Auch Gott ist Geist, aber er ist ungeschaffener Geist.

Die Wahrheit macht uns frei. Die Lüge fesselt uns. Der Antichrist ist nicht identisch mit dem Vater der Lüge, aber er steht ganz in dessen Bannkreis. Der Antichrist hat viele Helfer, die sich in seinen Dienst stellen. Viele von ihnen wissen das nicht einmal. Ist das wirklich der

Fall, wird ihnen ihre Sünde nicht zum Verhängnis, denn für das, was wir nicht wissen, sind wir nicht verantwortlich. Wenn wir uns guten Glaubens in den Dienst des Fürsten dieser Welt stellen, weil wir ihn für einen Engel des Lichtes halten, den irdischen Folgen entgehen wir dann nicht. Das Böse zerstört unser Leben auch dann, wenn wir es für das Gute halten. Hier gilt die Mahnung zur Wachsamkeit, die uns in den Evangelien wiederholt im Munde Jesu begegnet.

Damit kommen wir nun zum 2. Teil des 1. Johannes-Briefes, der uns im Folgenden beschäftigen wird. Wie das Thema des 1. Teiles dieses Briefes der Wandel in Gott ist, so ist das Thema dieses 2. Teils die Bruderliebe. Es erstreckt sich über die folgenden drei Kapitel des Briefes: 2, 29 bis 5, 20. Da ist dann die Rede von der Voraussetzung der Bruderliebe, nämlich der Gotteskindschaft, von der Bewährung der Bruderliebe, sofern sie ein sicheres Kennzeichen der Gotteskindschaft ist, von dem Gegensatz zur Bruderliebe, wie er uns im Antichristentum begegnet, von dem Beweggrund der Bruderliebe, der christlichen Gottesliebe, von dem Fundament der Bruderliebe, dem Glauben an Jesus Christus und von der letzten Betätigung der Bruderliebe im Vertrauen zu Gott und in der Fürbitte für alle Menschen, für die Gerechten wie für die Ungerechten, für die Sünder wie für die, die in der Gnade Gottes leben. Der Brief schließt dann mit einer kurzen Warnung vor dem Götzendienst (5, 21). Gehen wir nun die einzelnen Verse durch. Zunächst zur Voraussetzung der Bruderliebe. Da nennt Johannes an erster Stelle die Gotteskindschaft und schreibt über ihren Urgrund (2, 29 - 3, 3):

#### I. DIE VORAUSSETZUNG DER BRUDERLIEBE, DIE GOTTESKINDSCHAFT: 2, 29-3,8.

*„Wenn ihr wisst, dass er gerecht ist, so erkennt, dass jeder, der Gerechtigkeit übt, aus ihm geboren ist“ (2, 29).*

*„Seht welche große Liebe uns der Vater bewiesen hat: Wir heißen Kinder Gottes, und wir sind es auch. Darum kennt uns die Welt nicht, weil sie ihn nicht erkannt hat“ (3, 1).*

*„Geliebte, jetzt sind wir Kinder Gottes. Noch ist nicht offenbar, was wir sein werden. Doch wir wissen: Wenn es einmal offenbar wird, werden wir ihm ähnlich sein, weil wir ihn schauen werden, wie er ist“ (3, 2).*

*„Wer diese Hoffnung auf ihn setzt, heiligt sich, wie auch er heilig ist“ (3, 3).*

Die Voraussetzung der Bruderliebe ist die Gotteskindschaft. Ihr Urgrund liegt in der Gerechtigkeit Gottes und in der Liebe Gottes. Daraus ergibt sich für uns die Pflicht der Selbstheiligung. *„Wenn ihr wisst, dass er gerecht ist, so erkennt, dass jeder, der Gerechtigkeit übt, aus ihm geboren ist“* (2, 29).

Unsere Gerechtigkeit stammt nicht aus dem natürlichen Erbe, das wir von Adam und Eva her haben oder aus unserem eigenen Bemühen, sondern aus der Wiedergeburt in Christus, aus dem neuen Leben, das uns Christus durch seinen Tod und seine Auferstehung erworben hat, wodurch wir Kinder Gottes, Söhne und Töchter Gottes, geworden sind.

Gott hatte die ersten Menschen in besonderer Weise an seinem göttlichen Leben teilhaben lassen wollen. Sie hatten sich dieser Gnade jedoch nicht würdig erwiesen und sich im Stolz und im Ungehorsam von Gott abgewendet. Diese Ursünde wurde zur Erbsünde, die auf der ganzen Menschheit lastet. Nach menschlicher Auffassung wäre es gerecht gewesen, dass die Menschheit nun in den gnadenlosen Zustand, den die Stammeltern gewählt und gewollt hatten, verblieben wäre. Gott dachte jedoch anders in seiner Gerechtigkeit. Aus ihr erwuchs das Erbarmen. Durch die Erlösung machte er uns aufs Neue zu Gotteskindern. Hier zeigt sich, dass Gottes Gerechtigkeit sich vollendet in seiner Barmherzigkeit.

Stauend bewundert der Apostel Johannes die Liebe und das Erbarmen Gottes, wenn er feststellt: *„Seht, welche große Liebe uns der Vater erwiesen hat: Wir heißen Kinder Gottes, und wir sind es auch“* (3, 1 a). Durch die Erlösung hat Gott uns erneut Anteil gegeben an seiner göttlichen Natur. Das heißt: *„Er hat uns nicht nur adoptiert, sondern neu geschaffen. Durch die Taufe sind wir zu diesem neuen göttlichen Leben wiedergeboren“* (2 Petr 1, 4).

Das göttliche Leben in uns ist noch nicht vollendet, es ist noch entwicklungsfähig. Das deutet der Terminus „Gotteskindschaft“ an. Ein Kind ist ein unfertiges Wesen, es muss noch werden und wachsen. In der Entwicklungsfähigkeit des Kindes liegt aber auch eine Gefahr, sie kann nämlich ein gutes, aber auch ein böses Ende nehmen. Ebenso kann der Mensch die Gnade der Gotteskindschaft, das göttliche Leben, verlieren und trotz der früher erhaltenen Gnade dem ewigen Verderben anheimfallen. Deshalb braucht er wie das Kind Führung und Leitung, damit er nicht in die Irre geht und keiner Täuschung zum Opfer fällt. Das rechte Wachstum und die rechte Entwicklung des göttlichen Lebens in den Menschen, das ist das eigentliche Ziel aller Seelsorge, die heute freilich weitgehend pervertiert in Gemeindebetrieb, weil sie die Di-

mension des Übernatürlichen verloren hat. Das Christentum ist heute weithin naturalisiert, in der Verkündigung und im Glauben der Gläubigen werden die übernatürlichen Geheimnisse des christlichen Glaubens nicht mehr gesehen. Faktisch sind wir damit vielfach schon da angekommen, wohin das New Age zielt, wenn es von der Welteinheitsreligion spricht, die natürlich rein welthaft ist.

Die übernatürliche Lebensgemeinschaft mit Gott, darauf kommt es an im Christentum. Diese übernatürliche Gottesgemeinschaft aber wird genährt durch das Wort Gottes und durch die Sakramente der Kirche. Durch die innige Lebensgemeinschaft des Gotteskindes mit dem Vater im Himmel wird auch seine Stellung zur Welt beeinflusst.

Die Welt hat kein Verständnis für das Übernatürliche, ja sie steht ihm ablehnend gegenüber. Darauf verweist bereits Johannes in seinem Brief an die kleinasiatischen Christen, wenn er feststellt: „*Darum kennt uns die Welt nicht, weil sie ihn nicht erkannt hat*“ (3, 1 b).

Nicht kennen heißt hier zurückweisen, verurteilen, auf jede Gemeinschaft verzichten. Der Preis für die Freundschaft Gottes, für die Gemeinschaft mit Gott, ist die Feindschaft der Welt, zumindest ihr Desinteresse. Die Jünger Christi, die Freunde Gottes, sind stets irgendwie fremd in dieser Welt.

Die Welt ist das Reich des Gegenspielers Gottes. Diesen Gedanken drückt in besonderer Weise das Johannes-Evangelium aus. Wiederholt bezeichnet es ihn als den Fürsten dieser Welt (Joh 12, 31; 14, 30; 16, 11).

Die Ablehnung Gottes durch die Welt und die Feindseligkeit, die sie den Dienern Gottes einbringt, ist nicht immer Bosheit. Oftmals ist das, was uns als Bosheit erscheint, nichts Anderes als Unkenntnis. Diesen Gedanken unterstreicht Christus, wenn er am Kreuz für seine Feinde betet: „Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“. Es darf hier jedoch nicht übersehen werden, dass die Unkenntnis hinsichtlich der Wahrheit Gottes nicht selten eine Folge der Sünde ist und dass sie infolgedessen von daher schuldhaft ist.

Die Vollendung der Gotteskindschaft, die uns in der Taufe zuteil geworden ist, die wir, wenn wir sie verloren haben, durch das Bußsakrament zurückgewinnen können, die in uns wächst und reift durch ein Leben des Gebetes und durch die Erfüllung des heiligen Willens Gottes,



findet ihre Vollendung in der Anschauung Gottes in der Ewigkeit. Unsere Ähnlichkeit mit Gott wird sich auf wunderbare Weise steigern, ihrem Höhepunkt zugeführt werden, und wir werden Gott erkennen, wie er wirklich ist. Auf Erden erkennen wir Gott nur im Glauben, wie durch einen Schleier, in der Ewigkeit erkennen wir ihn, sofern wir ihn schauen dürfen, von Angesicht zu Angesicht. *„Jetzt sind wir Kinder Gottes. Noch ist nicht offenbar, was wir sein werden. Doch wir wissen: Wenn es einmal offenbar wird, werden wir ihm ähnlich sein, weil wir ihn schauen werden, wie er ist“* (3, 2).

Schon natürlicherweise sind wir Gott ähnlich, sofern wir eine unsterbliche Seele haben, sofern wir Verstand und freien Willen haben. Das bringt die Heilige Schrift im 1. Buch des Alten Testaments zum Ausdruck, wenn sie da erklärt: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bild und Gleichnis“. Diese natürliche Ähnlichkeit erhielt eine unendliche Überhöhung durch die Mitteilung des göttlichen Lebens, durch die heiligmachende Gnade, die Frucht der Erlösung, die uns in der Taufe zuteil geworden ist. In unvergleichlicher Weise wird diese Ähnlichkeit noch einmal überhöht, wenn der Glaube in das Schauen übergehen wird und wenn Gott uns auf ewig mit seiner Liebe umfängt, das heißt: wenn der Glaube zum Schauen und die Liebe zum Besitz wird.

Die vollendete Gemeinschaft mit Gott wirkt sich darin aus, dass wir ihn nicht mehr nur indirekt und mittelbar, unter dem Schleier des Glaubens erkennen können, sondern direkt und unmittelbar, von Angesicht zu Angesicht. Diese Fähigkeit gibt Gott uns, wenn er das neue, das göttliche Leben in uns vollendet: Wir werden ihn erfassen, wie er wirklich ist, in seinem Licht werden wir das Licht schauen. Dieses Schauen aber schenkt uns unbeschreibliches, ja unendliches Glück. Das unmittelbare Erkennen Gottes führt uns zur unendlichen Liebe dieses Gottes, des Gottes der Wahrheit.

Das, was uns glücklich macht, ist stets das Erkennen und das Lieben. Von daher ist es konsequent, dass das unendliche Erkennen und das unendliche Lieben uns unendlich glücklich macht.

Der Himmel ist also, so können wir nun sagen, erkennendes Lieben und liebendes Erkennen Gottes und all dessen, was er gewirkt hat, in seiner Gerechtigkeit und in seiner Liebe, worin uns das höchste Glück zuteil wird.

Die Glückseligkeit des Himmels ist von daher nicht nur die Gemeinschaft mit Gott, sondern zugleich die Gemeinschaft mit all jenen, die in der Gemeinschaft mit Gott stehen.

Der Gedanke an die vollendete Gotteskindschaft darf uns, ja, muss uns ein starker Trost sein und uns einen festen Halt geben in allen Lagen des Lebens. Gleichzeitig muss er uns ein Ansporn sein zur Dankbarkeit.

Die Idee des göttlichen Lebens in uns und seiner Vollendung in der Ewigkeit muss uns begleiten im Alltag unseres Lebens. Dann ist sie für uns eine wunderbare Quelle der Kraft und freudiger Gelassenheit.

Die heiligmachende Gnade ist nicht ein unverlierbarer Besitz. Aber sie macht uns zu Heiligen, damit wir Heilige werden. Die seinshafte Heiligkeit, die Gott uns geschenkt hat, muss zur ethischen Heiligkeit werden, das heißt: Sie muss fruchtbar werden in unserem Denken und in unserem Handeln. Unsere Hoffnung auf die Vollendung ist vermessen, wenn die Liebe zu Gott nicht das Prinzip unseres Handelns wird. Der Weg der Heiligung ist ein lebenslanger Prozess. Ein wichtiger Markstein ist auf diesem Wege das Bußsakrament. Wenn wir es regelmäßig empfangen, erinnert es uns nicht nur daran, dass wir immer besser werden müssen, sondern vermittelt es uns dazu auch immer neu die Hilfe Gottes aus dem Geheimnis des Kreuzes heraus. Das göttliche Sein, das wir empfangen haben, müssen wir betätigen durch unser Handeln. Unser großes Vorbild ist dabei Christus, der uns vorausgegangen ist. In unserem Brief heißt es: „*Wer diese Hoffnung auf ihn setzt, heiligt sich, wie auch er heilig ist*“ (3, 3). Jede Gabe ist auch eine Aufgabe für uns. Das gilt im natürlichen wie auch im übernatürlichen Bereich.

Unser Brief fährt fort, indem er aufzeigt, dass die Sünde der Gegensatz zur Gotteskindschaft ist. Sie, die Sünde, steht unserer Heiligung entgegen (3, 4-8):

„*Wer sündigt, übertritt das Gesetz; denn die Sünde besteht in der Übertretung des Gesetzes*“ (3, 4).

„*Ihr wisst, dass er erschienen ist, um die Sünden hinwegzunehmen und dass in ihm keine Sünde ist*“ (3, 5).

*„Wer in ihm bleibt, sündigt nicht; wer aber sündigt, hat ihn nicht gesehen und nicht erkannt“ (3, 6).*

*„Kinder, lasst euch von niemandem in die Irre führen. Wer Gerechtigkeit übt, ist gerecht, wie er gerecht ist“ (3, 7).*

*„Wer dagegen Sünde begeht, stammt vom Teufel. Denn der Teufel ist der Sünder von Anfang an. Dazu ist der Sohn Gottes erschienen, dass er die Werke des Teufels zerstöre“ (3, 8).*

Unser Autor sieht den Gegensatz zur Gotteskindschaft in der Sünde: *„Wer sündigt, übertritt das Gesetz; denn die Sünde besteht in der Übertretung des Gesetzes“ (3, 4).* Mehr noch: Er sieht den Gegensatz zur Gotteskindschaft in der antichristlichen Weltanschauung. Denn die Sünde steht im Gegensatz zum Wesen Gottes, zum Werk Christi und zur Persönlichkeit Christi. Genauso steht das Antichristentum im Gegensatz zur Gotteskindschaft, in seinen Vertretern wie auch in seinem Urheber. *„Die Sünde besteht in der Übertretung des Gesetzes.“ (3,4).*

Im Gesetz Gottes kommen sein Wesen und sein Wille zum Ausdruck. Es geht hier nicht um besondere Vorschriften des Alten Testaments, sondern um die spezifischen Gebote und Forderungen, die das Christentum stellt. Wer sie hält, bejaht Gottes Wesen, wer sie übertritt, bejaht das Reich des Gegenspielers Gottes, des Satans. Er stärkt damit die Macht des Bösen, das gottfeindliche Element in der Welt.

Manche meinen, sie könnten ein gutes Verhältnis zu Gott haben, ohne seine Gebote zu halten. Solche gab es schon in der Zeit, als der 1. Johannes-Brief geschrieben wurde. Sie bildeten eine eigene Sekte und nannten sich Gnostiker. In dem Wort Gnostiker steckt das Wort Erkenntnis. Sie nannten sich deshalb Gnostiker, weil sie es besser wussten als die gottgesetzte Autorität der Kirche. Man nannte sie auch Libertinisten, weil sie sich in ihrem Handeln von allen vorgegebenen Normen befreiten, gleichzeitig aber das Wohlgefallen Gottes für sich behaupteten. Solche hat es immer wieder in der Geschichte gegeben. Auch heute gibt es sie. Sie tun, was sie wollen, so behaupten sie, faktisch orientieren sie sich jedoch in ihrem Handeln an dem Zeitgeist. Dabei haben sie kein Sündenbewusstsein - jedenfalls scheinbar - und halten sich für gute Christen.

Konkret wird diese Haltung etwa, wenn sie ein Leben fern von Gott führen, aber dennoch beanspruchen, gelegentlich das heilige Sakrament der Eucharistie zu empfangen. Heute kommt es immer wieder vor, dass solche, die in einem Konkubinat leben oder in einer ungültigen Ehe, demonstrativ zur heiligen Kommunion hinzutreten. Leider werden sie nicht selten auch von Priestern darin unterstützt. Natürlich ist das ein Missbrauch des allerheiligsten Sakramentes der Kirche, eine Entweihung des Heiligsten, ein Sakrileg, ein Gottesraub. Dieser bringt nicht Segen über den, der diese Tat begeht, sondern Unsegen. Schon Paulus ermahnt im 1. Korinther-Brief die Gläubigen von Korinth, sich von solchem Denken und Tun fernzuhalten, wenn er erklärt: „Wer unwürdig dieses Sakrament empfängt, der isst und trinkt sich das Gericht“ (1 Kor 11, 29).

Die Ideologie der Permissivität greift auch Platz in der Kirche, nicht selten flirtet gar die amtlichen Vertreter der Kirche mit ihnen und spielen so mit ihrer Verantwortung. Die Ideologie der Permissivität ist ein wesentlicher Baustein der New Age - Ideologie. Für das Christentum und für die Kirche ist sie extrem zerstörerisch. Faktisch führt sie in die Anarchie. Die Anarchie aber führt ins Chaos.

Wer gegen das Gesetz Gottes handelt, handelt gegen Gott und ist damit ein Widersacher Gottes. Die Taten entscheiden, nicht die Worte. Darum erklärt Jesus einmal: „Nicht jeder, der Herr, Herr sagt, wird in das Himmelreich eingehen, sondern der, der den Willen meines Vaters im Himmel tut“ (Mt 7, 21).

Die Gebote Gottes sind nicht beliebig oder zufällig, sie sind vielmehr der notwendige Ausfluss seines Wesens. Sie sind genauso unverrückbar und notwendig, wie Gott selber es ist. Gott selber könnte sie nicht einmal ändern, wie viel weniger kann es dann der Mensch.

Das gilt im Grund auch für die Kirchengebote. Denn auch sie sind letztlich im göttlichen Gesetz verankert, sie gestalten dieses gewissermaßen näherhin aus. So muss ich beispielsweise am Sonntag an der heiligen Messe teilnehmen, weil ich als Mensch verpflichtet bin, Gott den höchsten Akt der Anbetung darzubringen, der seinen Ausdruck in der sakramentalen Feier des Kreuzesopfers findet. Der Sonntag aber ist der Tag der Auferstehung Christi und zugleich der Sabbat des Alten Bundes. Das Kirchengebot macht mich gewissermaßen nur aufmerksam auf die Verpflichtung, am Sonntag die heilige Messe zu besuchen. Die Pflicht bestünde auch ohne dieses Gebot.

Wer sündigt, tritt nicht nur in Gegensatz zu Gott, er tritt auch in Gegensatz zum Erlösungswerk Christi. Unser Brief stellt fest: *„Ihr wisst, dass Christus erschienen ist, um die Sünden hinwegzunehmen, auf dass in ihm keine Sünde ist“* (3,5).

Christus ist das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt hinwegnimmt. Am Kreuz ging es nicht nur um eine äußere Vergebung, sondern um die innere Vernichtung der Sünde. Die erste Sünde unserer Stammeltern war hervorgegangen aus dem Drang des Menschen, unabhängig zu sein von Gott, autonom zu sein. Das war ihre tiefste Wurzel. Diese Wurzel der Ursünde wurde radikal zerstört durch die selbstlose Hingabe Christi an den Willen des Vaters, die bis zur schmerzlichsten und entehrendsten Preisgabe seines Lebens ging. Christus konnte die Sünde, die Ursünde und alle Sünden der Menschen, so vernichten, nicht zuletzt auch deshalb, weil er selber ohne Sünde war.

Ein Leben lang müssen wir uns mit der Sünde auseinandersetzen. Immer wieder müssen wir uns bemühen, sie zu meiden und immer wieder müssen wir Vergebung von ihr erlangen. Im Vaterunser, im Gebet des Herrn, beten wir täglich, hoffentlich mehr als einmal und nicht nur formalistisch: „Vergib uns unsere Schuld“. Der Sünder verneint nicht nur Gott, er verneint auch das Erlösungswerk Christi, somit hat er im Grunde auch keine Beziehung zu Christus. Darum gilt: *„Wer in ihm (in Christus) bleibt, sündigt nicht“* (3, 6), das heißt: Am ehesten noch überwinden wir die Sünde im engen Anschluss an Christus.

Das wirksamste Mittel, die Sünde zu überwinden und in der Versuchung statthaft zu sein, ist der Blick auf Christus: *„wer aber sündigt, so stellt Johannes fest, „hat ihn nicht gesehen und nicht erkannt“* (3, 6). Das Sehen führt hier zum Erkennen. Wer die geistige Gestalt Christi stets vor Augen hat, der wird ihn immer mehr erkennen, der dringt immer tiefer in sein Wesen ein und erkennt immer mehr, wie er gedacht und wie er gehandelt hat.

Wenn wir die geistige Gestalt Christi vor Augen haben, geht uns auch das Gebet, das Gespräch mit ihm, leichter von den Lippen.

Als Menschen sind wir immer auf die äußeren Sinne angewiesen. Darum ist die Vorstellung stets ein wichtiges Moment in unserem religiösen Leben.

Eine bedeutsame Hilfe ist uns hier die Schriftlesung oder auch die Lektüre guter Bücher, die sich mit der Christusgestalt beschäftigen. Ganze Bibliotheken sind es, die die Jesusgestalt in den Jahrhunderten zum Thema haben. Es gibt keine Persönlichkeit in der Geschichte der Menschen, über die auch nur annähernd so viele Bücher geschrieben worden sind wie über den Stifter des Christentums<sup>1</sup>. Schon das dürfte ein Hinweis darauf sein, dass er mehr gewesen ist als ein Mensch.

Nicht zuletzt lernen wir auch die geistige Gestalt Jesu Christi durch das betrachtende Beten kennen.

Steht bereits die Sünde im Gegensatz zur Gotteskindschaft, so gilt das erst recht für eine antichristliche Weltanschauung. „Kinder“, so stellt Johannes fest in unserem Brief, „lasst euch von niemandem irreführen. Wer Gerechtigkeit übt, ist gerecht, wie er gerecht ist“ (3, 7). Die entscheidenden Irrlehrer sind die Vertreter einer antichristlichen Weltanschauung. Das Antichristentum ist die stärkste Verkörperung gottfeindlicher Einstellung, der Hinwendung zur Welt und der Negierung ihrer Vorläufigkeit. Darum ermahnt der Apostel Paulus an zentraler Stelle die Gläubigen, sich nicht der Welt gleichförmig zu machen (Röm 12, 2).

Die Bekehrung der Christen zur Welt, das ist eine bleibende Versuchung. Heute ist sie stärker denn je zuvor. Die Missionare einer weltförmigen Frömmigkeit sind zahlreich, und sie sind unermüdlich tätig und ihren fortgesetzten Einflüssen erliegt der Mensch allzu leicht. Daher die Mahnung „lasst euch nicht irreführen“ hoch aktuell.

Der eigentliche Urheber der antichristlichen Weltanschauung ist der Teufel, dessen Existenz viele heute als solche in Frage stellen. Der Teufel ist der Sünder von Anbeginn und der Urheber aller Sünde. So begegnet er uns schon auf den ersten Seiten der Heiligen Schrift, im 3. Kapitel des Buches Genesis, in der Erzählung über den Sündenfall der ersten Menschen. Daher gilt: Wer die Sünde tut, bejaht und verkörpert die Welt des Teufels und stärkt dessen Position.

Unser Brief fährt fort: „Wer dagegen Sünde begeht, stammt vom Teufel, denn der Teufel ist der Sünder von Anfang an. Dazu ist der Sohn Gottes erschienen, dass er die Werke des Teufels zerstört“ (3, 8). Wie der Teufel und die Sünde eins sind, so sind Christus und die Sünde

---

<sup>1</sup> Was die Zahl der Bücher angeht folgt Maria, die Mutter Jesu, diesem auf dem Fuß. Das Gleiche gilt auch für

unvereinbar. Christus kam in die Welt, um die Werke des Teufels, in dem die Sünde gleichsam personale Gestalt angenommen hat, zunichte zu machen.

Unsere Sünde geht uns nicht nur persönlich an. Jede Sünde hat eine soziale Dimension. Durch unsere Sünden stärken wir die allgemeine Macht des Bösen und schwächen wir den Einfluss des Guten. Durch unsere Sünden entstellen wir das Antlitz der Kirche, die der fortlebende Christus ist, durch sie geben wir Ärgernis und schwächen wir das Vertrauen zur Kirche und zu Christus.

Wie in einem lebendigen Organismus die Krankheit des einen Gliedes eine Herabminderung der Leistungsfähigkeit der anderen Glieder zur Folge hat, so verhält es sich auch mit dem mythischen Leib Christi.

Jede Sünde, auch wenn sie verborgen bleibt, schwächt und lähmt die Kirche, wie sie ihrerseits wiederum gestärkt wird durch das Gute, das wir tun, auch wenn es verborgen bleibt. Wie der Teufel das Werk Christi zerstört, so müssen wir mit Christus das Werk des Teufels zerstören. Darauf spielt der Apostel Paulus an, wenn er im zweiten Timotheus-Brief am Ende seines Lebens im Dienst Christi feststellt, dass er den guten Kampf gekämpft hat (2 Tim 4, 7).

## II. DIE BEWÄHRUNG DER BRUDERLIEBE, EIN SICHERES KENNZEICHEN DER GOTTESKINDSCHAFT: 3, 9 - 24.

Im 2. Teil unseres Briefes beschäftigt Johannes sich in einem ersten Abschnitt mit der Gotteskindschaft als Voraussetzung der Bruderliebe (2, 29 - 3, 8). Dabei geht es ihm im Einzelnen um den Urgrund der Gotteskindschaft und um den Gegensatz zu ihr. In einem zweiten Abschnitt legt er dar, dass die Bewährung der Bruderliebe ein sicheres Kennzeichen der Gotteskindschaft ist (3, 9 - 24). Im Einzelnen zeigt er dann, dass die Bruderliebe den Gegensatz zwischen dem Wesen Gottes und dem Wesen des Teufels offenbart (3, 9 - 12), wendet sich dann dem Gegensatz zwischen dem Christen und der Welt zu (3, 13 - 15), um endlich den Gegensatz zwischen dem wirklichen und dem scheinbaren Gotteskind zu behandeln (3, 16 - 24).

Zunächst: Die Bruderliebe als Gegensatz zwischen dem Wesen Gottes und dem Wesen des Teufels (3, 9 - 12):

*„Wer aus Gott geboren ist, tut keine Sünde, weil sein Lebenskeim in ihm bleibt. Ja, er kann nicht sündigen, weil er aus Gott geboren ist“ (3, 9).*

*„Daran erkennt man die Kinder Gottes und die Kinder des Teufels. Wer nicht Gerechtigkeit übt, ist nicht aus Gott, genauso wer seinen Bruder nicht liebt“ (3, 10).*

*„Denn also lautet die Botschaft, die ihr von Anfang an gehört habt: Wir sollen einander lieben“ (3, 11).*

*„Nicht wie Kain, der aus dem Bösen war und seinen Bruder erschlug. Und warum erschlug er ihn? Weil seine Werke böse, die seines Bruders gerecht waren“ (3, 12)*

Mit diesen Versen beschreibt Johannes den Gegensatz zwischen göttlichem und menschlichem Wesen. Was bedeuten sie im Einzelnen? Und wie können wir sie aktualisieren?

Zunächst stellt der Apostel fest: *„Wer aus Gott geboren ist, tut keine Sünde, weil sein Lebenskeim in ihm bleibt“ (3, 9 a)*. Ich stellte fest: Christus und die Sünde sind unvereinbare Gegensätze. In gleicher Weise können wir auch sagen: Gott und die Sünde sind unvereinbare Gegensätze. Gott ist die Verkörperung des Guten, die Sünde ist die Verkörperung des Bösen. Gott selber bejaht sein Wesen, die Sünde verneint es. Da wir durch die Gnade der göttlichen Natur teilhaftig geworden sind, ist es unser Auftrag, die Unvereinbarkeit Gottes und der Sünde zu leben. Die seinshafte Heiligkeit, die uns das göttliche Leben schenkt, muss unser Handeln prägen und uns zur Heiligkeit des Lebens führen. Das bedeutet, dass wir wachsam sind, aufmerksam und gewissenhaft, und dass wir das Streben nach der Vollkommenheit jeden Tag aufs Neue in Angriff nehmen. Darin besteht unser guter Kampf in Nachahmung des Völkerapostels. Im Dienste dieses guten Kampfes steht das Gebet, steht der regelmäßige Empfang des Bußsakramentes, steht nicht zuletzt die Selbstverleugnung, das Leben aus dem Opfer, aus der freiwilligen Entsagung, aus dem Verzicht. Das entscheidende Motiv solcher Selbstverleugnung ist die Liebe, die Liebe zu Gott. Die christliche Selbstverleugnung und die christliche Askese überhaupt haben ihr Fundament nicht in der Negation des Geschaffenen, sondern in der Liebe zu Gott. Ein Opfer sollten wir wenigstens jeden Tag bringen.



Auf das Opfer, auf den Verzicht, auf die Übung der Askese ordnet uns immer wieder die rechte Mitfeier der heiligen Messe hin. Das wird oft nicht gedacht. Die Feier des Opfers Christi und die Vereinigung mit dem geopferten Christus ordnen uns immer neu hin auf das persönliche Opfer in unserem Leben.

Ein christliches Leben ohne Verzicht und Entsagung ist nicht möglich. Von Anfang an war die Askese ein integrales Moment christlicher Lebensführung. Schon früh wurde es institutionalisiert im Leben nach den evangelischen Räten, zunächst in der Gestalt des Eremitentums und dann schon bald in der Gestalt des Coenobitentums. Das heißt: Man lebte die evangelischen Räte allein oder in einer Kommunität, in einer Gemeinschaft. Das galt in gleicher Weise für Männer und Frauen, wobei das weibliche Eremitentum naturgemäß besonderen Schwierigkeiten unterlag.

Johannes, der Jünger der Liebe, erklärt: *„Wer aus Gott geboren ist, tut keine Sünde, weil sein Lebenskeim in ihm bleibt. Ja, er kann nicht sündigen, weil er aus Gott geboren ist“* (3, 9). Johannes weiß, dass der Mensch, der wirklich aus Gott geboren ist, im Grunde nicht mehr sündigen kann, weil und sofern er im Licht lebt und damit im Gegensatz zur Finsternis steht. In vollendeter Weise gilt das für die Seligen des Himmels. Inwieweit das uns im Pilgerstand gelingt, das hängt ab vom Glauben und von der Liebe und vor allem von der Gnade Gottes. Von diesem Glauben und von dieser Liebe sowie von der Macht der Gnade legt Johannes in beispielhafter Weise Zeugnis ab in seinem Leben und in seinem apostolischen Wirken.

Wir entfalten den Glauben und die Liebe und vermehren die Gnade durch die Pflege des Taufbewusstseins, durch die Beschäftigung mit dem Gotteswort der Schrift durch das Gebet und durch den regelmäßigen Empfang der Sakramente, vor allem des eucharistischen Sakramentes. Gleichzeitig müssen wir um der Entfaltung unseres Glaubens und unserer Liebe und um der Vermehrung der Gnade willen konzentriert leben und die vielfachen Zerstreuungen des Alltags zurückweisen oder neutralisieren, und zwar dadurch, dass wir viel über Gott, über die jenseitige Welt und über die wunderbaren Wahrheiten unseres Glaubens nachdenken. Je mehr Gottes Welt in uns lebt und je mehr wir in der Welt Gottes leben, um so weniger wird die Sünde uns etwas anhaben können.

Johannes fährt fort: *„Daran erkennt man die Kinder Gottes und die Kinder des Teufels: Wer nicht Gerechtigkeit übt, ist nicht aus Gott, genauso wer seinen Bruder nicht liebt. Denn also*

*lautet die Botschaft, die ihr von Anfang an gehört habt: Wir sollen einander lieben“ (3, 10 f).* Der Ungerechte ist nicht aus Gott. Das liegt auf der Hand. Die Frage ist hier, was gerecht und was ungerecht ist. Johannes beantwortet diese Frage mit dem Hinweis auf die Bruderliebe, sie ist für ihn ein untrügliches Kennzeichen der Gerechtigkeit. Wir sind gerecht und leben das neue Leben, wenn die Bruderliebe unser Leben prägt.

Stellte Johannes soeben fest, überraschenderweise, dass der aus Gott Geborene nicht sündigen kann, stellt er nun einen zweiten, nicht weniger überraschenden Satz daneben, wenn er erklärt, dass die Gottesliebe ohne die Bruderliebe nicht denkbar ist. Wie in keiner anderen Schrift wird in diesem unserem ersten Johannes-Brief die zentrale Bedeutung der Liebe für das Christenleben, der Gottes und Nächstenliebe, herausgestellt. Mit letzter Konsequenz unterstreicht Johannes diesen Gedanken, wenn er im 4. Kapitel dieses Briefes über den Beweggrund der Bruderliebe spricht und erklärt: *„Geliebte, lasst uns einander lieben! Denn die Liebe stammt von Gott. Jeder, der liebt, ist aus Gott geboren und erkennt Gott. Wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt; denn Gott ist die Liebe“ (4, 7 f).* Das ist dann der Höhepunkt dieses Briefes. Vielleicht gar der Höhepunkt des ganzen Neuen Testaments.

Der letzte Satz, der Vers 8 des 4. Kapitels bezeichnet die erste Enzyklika des Papstes Benedikt XVI. „Deus caritas est“ - „Gott ist die Liebe“. Gerade von dieser Stelle, 1 Joh 4, 8, hat der Papst sich in dieser seiner Antritts-Enzyklika inspirieren lassen.

Wir sind oft geneigt die vielen Lieblosigkeiten des Alltags als belanglose Schwächen herunterzuspielen, die im Endurteil Gottes über unser Leben keine wesentliche Rolle spielen. Im Lichte der starken Betonung der Liebe in allen Büchern des Neuen Testaments müssen wir hier jedoch differenzieren. Das Christentum ist die Religion der Liebe. Die Gottesliebe und die Bruderliebe bilden das Hauptgebot der christlichen Religion. Wenn das Kreuz dafür steht als Symbol, erinnert uns das daran, dass die Gottes- und Nächstenliebe als die gekreuzigte Liebe gemeint ist.

Wir müssen unterscheiden zwischen den Lieblosigkeiten, die gedankenlos sind - egal, ob es sich hier um die Lieblosigkeiten gegenüber Gott oder gegenüber dem Nächsten handelt - wir müssen unterscheiden zwischen den Lieblosigkeiten, die gedankenlos sind, und jenen, die überlegt sind, die aus einer egoistischen Grundhaltung oder aus Hass und Verbitterung hervorgehen.

In diesem Zusammenhang muss noch einmal ein Missverständnis geklärt werden: Der Ort der Liebe, der Gottes- und Nächstenliebe, wie sie hier gemeint ist, ist nicht das Gefühl, sondern das bewusste Wollen. Die Gefühle sind oftmals nicht zu beherrschen, sie entziehen sich immer wieder der Leitung durch den Geist. Die Sympathie und die Antipathie sind zunächst religiös und moralisch neutral. Es ist keine Lieblosigkeit, wenn in uns ein Gefühl der Bitterkeit und der Abneigung gegen solche hochkommt, die uns Unrecht tun oder getan haben. Auf die richtige Einstellung des Willens kommt es an. Wir erfüllen das Gebot der Liebe, wenn unser Wille die richtige Einstellung bewahrt. Darum ist es gut, wenn wir denen, die uns Unrecht tun oder getan haben, immer wieder von Herzen Gottes Gnade und die Bekehrung wünschen und erlehen. Auch ist es nicht eine Verletzung der Liebe, wenn wir streng sind gegenüber jenen, für die wir Verantwortung tragen oder wenn wir fest und entschieden unser Recht vertreten, vor allem gegenüber jenen, die uns dieses Recht vorenthalten. Liebe ist nicht Schwäche und Nachgiebigkeit. Auch Gottes Liebe zu den Menschen ist fest und entschieden. Im Hebräerbrief lesen wir: „Wen Gott liebt, den züchtigt er“ (Hebr 12, 6). Diese Stelle ist ein Zitat aus dem Alten Testament. Im Buch der Sprüche heißt es nämlich: „Wen der Herr liebt, den züchtigt er“ (Spr 3, 12). Dieser Gedanke wiederholt sich noch einmal im letzten Buch des Neuen Testaments, in der Geheimen Offenbarung, wenn da der Kyrios erklärt: „Die ich liebe, die strafe und züchtige ich“ (Apk 3, 19).

Die Verfehlung gegen das Hauptgebot dürfte bei den meisten Menschen der Hauptfehler sein, der Mangel an Liebe, das ist der entscheidende Fehler von uns allen. Immer wieder müssen wir uns dieser Sünden anklagen, wenn wir ehrlich sind. Und immer wieder müssen wir sie in unserem Bemühen um die Besserung unseres Lebens aufs Korn nehmen.

Christus hat die Liebe zum Grundgesetz seines Reiches gemacht. Er hat die Nächstenliebe der Gottesliebe gleichgestellt und gar die Feindesliebe verlangt. Dabei hat er in seinen Abschiedsreden die Liebe als das Kennzeichen seiner Jüngerschaft bezeichnet.

Die ersten Christen haben das Gebot der Liebe mit großer Gewissenhaftigkeit erfüllt. Der Kirchenschriftsteller Tertullian (+ 220) verweist auf die Überzeugungskraft der christlichen Bruderliebe, wenn er in einer Verteidigungsschrift des Christentums erklärt, die Heiden würden mit Verwunderung auf die Überzeugungskraft der Bruderliebe bei den Christen hinweisen und immer wieder staunend erklären: „Seht wie sie einander lieben“. Durch die Liebe gewin-

nen wir die Menschen eher für die Wahrheit des christlichen Glaubens und für die Kirche als durch viele Worte.

Bereits der heidnische Dichter Vergil (+ 19 v. Chr.), der bedeutendste Dichter der Augustäischen Zeit, erklärt: „Alles besiegt die Liebe, darum wollen auch wir uns von der Liebe überwinden lassen“ - „omnia vincit amor et nos cedamus amori“. Die alles überwindende Kraft der Liebe gilt schon für die menschliche Liebe, um wieviel mehr gilt sie für die Liebe Gottes. Im Hohenlied der Liebe (1 Kor 13) heißt es: „Die Liebe ist langmütig, sie ist freundlich und ohne Neid, die Liebe prahlt nicht und bläht sich nicht auf. Sie benimmt sich nicht anmaßend und sucht nicht den Vorteil, sie lässt sich nicht aufreizen, sie trägt das Böse nicht nach, sie freut sich nicht über das Unrecht, sie freut sich mit an der Wahrheit. Alles umhüllt sie milde, alles glaubt sie, alles hofft sie, alles duldet sie. Die Liebe hört niemals auf“ (1 Kor 13, 4–8). Sie hört deswegen niemals auf, die Liebe, weil sie mit Gott identisch ist, so wie auch die Wahrheit niemals aufhört, weil auch sie mit Gott identisch ist.

Im Zusammenhang mit der Scheidung von Frau Margot Käßmann erklärt der evangelische Pfarrer und Professor für Altes Testament Friedrich Ehrlich Dobberahn in einem Leserbrief an die Frankfurter Allgemeine Zeitung am 27. Juni 2007, diese Scheidung führe zu einem weiteren kirchlichen Glaubwürdigkeitsverlust, wenn Frau Käßmann nicht von ihrem Amt zurücktreten werde. Sie könne nicht weiterhin an der Spitze all derer stehen, die in Traupredigten das Hohelied der Liebe mit den Worten zitierten: „Die Liebe sucht nicht das Ihre. Sie lässt sich nicht erbittern. Sie rechnet das Böse nicht an. Sie erträgt alles. Sie glaubt alles. Sie hofft alles. Sie duldet alles“. Dem kann man nur hinzufügen: In einem solch anspruchsvollen Amt sollte man Zeugnis geben von der weltüberwindenden Kraft der Liebe, die eine neue Dimension erreicht, wenn sie sich mit der Liebe Gottes verbindet. Sie muss sich dann freilich das Wort des Augustinus zu eigen machen: „Ohne Schmerz lebt man nicht in der Liebe“ - „sine dolore non vivitur in amore“.

Der französische Philosoph Gabriel Marcel (+ 1973), ein führender Vertreter des christlichen Existentialismus, schreibt: „Einen Menschen lieben, heißt sagen: Du wirst nicht sterben“<sup>2</sup>.

---

<sup>2</sup> Gabriel Marcel, *Geheimnis des Seins*, Wien 1952, 472.

Welche Bedeutung die Liebe für den Menschen hat, zeigt sich daran, daß schon die meisten Menschen überglücklich sind, wenn sie bei einem Mitmenschen auch nur ein Fünkchen Zuneigung für sich entdecken<sup>3</sup>.

Gott liebt uns nicht, weil wir wertvoll wären, sondern wir sind wertvoll, weil er uns liebt. Wenn jemand sagt: „Niemand liebt mich“, so ist das das Eingeständnis der eigenen Wertlosigkeit. Die Liebe gibt dem Menschen einen Wert, der umso höher steigt, je bedeutender die Person ist, die ihn liebt. Wie hoch muss daher die Bedeutung des Menschen und der Menschheit allgemein sein, wenn Gott alle mit göttlicher Liebe liebt.

Der englische Oratorianer Geoffrey Faber (+ 1961) schreibt: „Wohlwollen hat mehr Sünder bekehrt als geistlicher Eifer, Gelehrsamkeit und Beredsamkeit. Diese drei Eigenschaften können nur bekehren, wenn das Wohlwollen in ihrem Geiste ist“.

Christus hatte die Liebe nicht nur geboten, er hatte sie auch bekräftigt durch sein Beispiel. Das betont immer wieder der Apostel Paulus in seinen Briefen. Seine Liebe fand vor allem ihren Ausdruck in seinem Gehorsam gegenüber dem Vater im Himmel. Dieser liebende Gehorsam ist das Geheimnis seines Leidens und seines Sterbens.

Im Blick auf die Liebe Christi, dessen Beispiel wir nachzuahmen berufen sind, damit wir ihm ähnlicher werden und dadurch geistiger Weise mit ihm verbunden werden, erhält unsere Bruderliebe eine bedeutende Motivation, die zudem sehr konkret ist.

Eine weitere Motivation erhält sie, sofern Christus sich mit allen Menschen identifiziert, vor allem in seinem Leiden und in seinem Sterben. Darum erklärt er im Matthäus-Evangelium: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25, 40). Wiederholt äußert er sich in ähnlicher Weise.

Wenn es uns schwer fällt, einen Menschen zu lieben, überwinden wir die inneren Widerstände, die sich uns entgegenstellen, leichter, wenn wir uns daran erinnern, dass wir berufen sind, Christus nachzuahmen, und dass Christus selber uns in jedem Menschen begegnen will, vor allem in jenem, der in Not und in Bedrängnis ist. Die Bruderliebe um Christi willen dürfte

---

<sup>3</sup> Fulton J. Sheen, Einführung in die Religion, Aschaffenburg 1958, 21.

gegebenenfalls ein starker Impuls sein für uns, wenn uns der Sinn nicht danach steht, einem Menschen in Liebe zu begegnen.

„Wo die Liebe und die Güte ist, da ist Gott“, so singen wir in der Liturgie des Gründonnerstags. Gott ist deshalb da, wo die Liebe ist und die Güte, weil er identisch ist mit der Liebe, so, wie der Gegenspieler Gottes, der Teufel, identisch ist mit dem Hass. Wie die Liebe die Quelle alles Guten ist, so ist der Hass die Quelle alles Bösen. Darauf spielt Johannes an, wenn er in seinem Brief fortfährt:

*„Nicht wie Kain, der aus dem Bösen war und seinen Bruder erschlug. Und warum erschlug er ihn? Weil seine Werke böse, die seines Bruders gerecht waren“ (3, 12).*

Das Wesen der Liebe ist die Bejahung, das Wesen des Bösen ist die Verneinung. Oftmals hat die Verneinung des Mitmenschen ihren Grund im Neid. So war es bei Kain. Er erschlug seinen Bruder, weil er ihn wegen seines rechtschaffenen Lebens beneidete. Der Mord ist die äußerste Gestalt des Hasses, der Verneinung.

Nichts offenbart den Gegensatz, in dem die Christen zur Welt stehen, so sehr wie die Bruderliebe. Diesen Gegensatz erläutert Johannes, wenn er fortfährt in seinem Brief (3, 13 - 15):

*„Brüder, wundert euch nicht, wenn die Welt euch hasst“ (3, 13).*

*„Wir wissen, dass wir vom Tode zum Leben übergegangen sind, weil wir die Brüder lieben. Wer keine Liebe hat, der bleibt im Tode“ (3, 14).*

*„Jeder, der seinen Bruder hasst, ist ein Menschenmörder. Ihr wisst aber, dass in einem Menschenmörder das ewige Leben nicht wohnt“ (3, 15).*

Die Bruderliebe beleuchtet den inneren Gegensatz zwischen dem Christentum und der Welt (13), sie hebt den Grund dieses Gegensatzes ins Licht (14) und sie zeigt seine Auswirkung (15).

Kain ist der Diesseitsemensch, der sich ohne Gott und gegen Gott mit eigener Kraft durchsetzen will. So wie Kain denkt, denkt die Welt. Sie tritt damit in einen unversöhnlichen Gegen-

satz zu dem Christen, der sich in seinem Denken und Handeln nach übernatürlichen Gesichtspunkten richtet. Wie Kain den Abel hasst, so hasst die Welt, die Christus ablehnt, den Christen.

Eine klar betonte übernatürliche Lebenseinstellung ist ein stiller Vorwurf für die Welt und ein steter Angriff auf ihre Lebensweise.

Die Welt will nicht an das Übernatürliche erinnert werden. Darum entfernt sie das Religiöse aus der Öffentlichkeit. Sie will keine religiösen Symbole, sie will nicht den Anblick des Kreuzes, sie scheut das geistliche Gewand der Priester und der Ordensleute. Sie will nicht an Gott und die Ewigkeit erinnert werden.

Leidenschaftlicher ist die Ablehnung alles Religiösen in einer Welt, die einst religiös gewesen ist, als in einer Welt, in der das Religiöse schon immer eine nur geringe Rolle gespielt hat.

Für den Christen ist der Hass der Welt ein Zeichen dafür, dass er auf dem rechten Weg ist. Daher braucht er sich nicht davor zu fürchten. Er weiß sich geborgen in der Liebe Gottes, und er weiß, dass „die Pforten der Hölle“ die Kirche nicht überwältigen werden. Dabei muss er sich daran erinnern, dass die äußere Bedrohung dann geringer wird, wenn man ihr nicht allein gegenübersteht, wenn man sich mit anderen zusammenschließt, die in gleicher Weise bedroht werden. Auch in diesem Sinne gilt das Sprichwort: „Einigkeit macht stark“. An solchen Zusammenschlüssen hapert es freilich heute weithin in der Kirche.

Es ist ein Zeichen für einen schwachen Glauben, wenn heute viele Vertreter der Kirche und noch mehr Gläubige sich an die Welt anpassen und den Gegensatz, der notwendig ist zwischen dem Christentum und der Welt, unterlaufen, wenn sie das Ureigene des Christentums relativieren und die grundlegenden Differenzen aus dem Wege räumen. Sie passen ihr Denken und Handeln dem Denken und Handeln der Welt an, übersehen dabei aber, dass sie den Glauben der Kirche verraten. Da wird nicht die Welt verchristlicht, sondern das Christentum verweltlicht. Wir dürfen die Mahnung des Apostels Paulus nicht vergessen „macht euch der Welt nicht gleichförmig“ (Röm 12, 2). Wir können nicht Gott und dem Mammon dienen (Mt 6, 24), so die Mahnung Jesu im Evangelium des Matthäus. Im Jakobus-Brief lesen wir: „ ... wisst ihr nicht, dass sich der Welt anfreunden, Feindschaft mit Gott bedeutet, dass also, wer sich mit der Welt gut stellen will, eben dadurch Gottes Feind wird?“ (Jak 4, 4).

Johannes sieht den Grund für den Gegensatz zwischen der Welt und den Christen darin, dass die Welt dem Tode und der Vergänglichkeit unterworfen ist, wohingegen der Christ dank der Liebe Gottes und der Antwort, die er Gott auf diese Liebe gegeben hat, das Leben empfangen hat und von daher einer großen Zukunft entgegengeht. Im Grunde ist es auch hier nicht selten der Neid, der den Hass gebiert.

Die Hinwendung zur Welt, die Fixierung auf das Diesseits, wird heute in spezifischer Weise verkörpert durch den Kommunismus, der nach wie vor große Macht hat in unserer Welt, in seiner radikalen oder in seiner gemäßigeren Gestalt. Im Kommunismus tritt programmatisch der Hass an die Stelle der Liebe. Einer seiner Theoretiker (Lunatscharsky) schreibt. „Die christliche Liebe ist eine wahre Fußfessel für den Fortschritt unserer Bewegung. Nieder mit der Liebe zum Mitmenschen! Was uns rettet, ist der Hass. Wir müssen hassen können. Das allein ist der Preis, mit dem wir die Welt erobern“<sup>4</sup>.

Wie der Hass der Sünde und dem Bösen sowie dem Tod zugeordnet ist, so ist die Liebe dem Guten und der Tugend zugeordnet sowie dem Leben. Stets ist der Hass unfruchtbar und destruktiv, ebenso wie die Liebe stets konstruktiv ist und fruchtbar.

Johannes sagt: *„Brüder, wundert euch nicht, wenn die Welt euch hasst. Wir wissen, dass wir vom Tod zum Leben gelangt sind, weil wir die Brüder lieben. Wer keine Liebe hat, der bleibt im Tode“* (3, 13 f).

Und er fährt fort: *„Jeder, der seinen Bruder hasst, ist ein Menschenmörder. Ihr wisst aber, dass in einem Menschenmörder das ewige Leben nicht wohnt“* (3, 15).

Stets sinnt der Hass auf den Tod dessen, der der Gegenstand seines Hasses ist, auf dessen körperlichen Tod oder auf dessen geistigen Tod. Der Hass sinnt auf die Vernichtung und auf das Vernichtetwerden. Er ist zerstörerisch, nicht nur nach außen hin, durch ihn zerstören wir auch unser eigenes Leben. Die Lieblosigkeit wirkt lähmend auf die Lebensfreude und die Schaffenskraft. Sie raubt den Frohsinn, sie schwächt die Energie, sie macht den Menschen müde und misstrauisch. Und im Hass verneinen und vernichten wir nicht nur den Anderen, verneinen und vernichten wir uns auch selber. Das gilt schon für das natürliche Leben, mehr

---

<sup>4</sup> Josef Könn, Glaube und Lieben, 7 Lesungen über die Johannesbriefe, Einsiedeln 1940, 110.



noch gilt das, so sagt es uns der Glaube, für das übernatürliche Leben und dessen Vollendung in der Ewigkeit Gottes.

Johannes führt das Thema der Bruderliebe weiter mit dem Hinweis auf die heroische Liebe Jesu, wenn er erklärt:

*„Daran erkennen wir die Liebe, dass Jesus sein Leben für uns eingesetzt hat. Deshalb sind auch wir verpflichtet, für unsere Brüder das Leben einzusetzen“ (3, 16).*

Jesus gab sein Leben hin, um uns zu erlösen. Damit hat er uns die höchste Liebe erwiesen. Im Johannes-Evangelium erklärt er: „Eine größere Liebe hat niemand als der, der sein Leben hingibt für seine Freunde“ (Joh 15, 13). Wir müssen ihm auch darin folgen, wenn die Umstände es fordern. Das Martyrium ist die Grundgestalt des Christseins. Gegebenenfalls muss der Christ sein Leben einsetzen für die Wahrheit und für das Gute, für Gott und für den Nächsten. Hier gilt das Jesus-Wort: „Wer bereit ist, sein Leben zu verlieren, der wird es in Wahrheit finden“ (Mt 10, 39; vgl. Mk 8, 35; Lk 9, 24; 17, 33; Mt 16, 25).

Die Hingabe des Lebens für die Wahrheit oder für einen Menschen steht heute nicht gerade hoch im Kurs. Dabei ist zu bedenken, dass das Martyrium das Fundament der Kirche ist. Die Alte Kirche ist die Kirche der Märtyrer. Und der Existenzgrund der Kirche ist das Martyrium Jesu Christi, der sein Leben hingegeben hat für die Wahrheit seiner Verkündigung und für die erlösungsbedürftige Menschheit. Das Martyrium hat eine heroische Liebe zur Voraussetzung, die ihrerseits nicht denkbar ist ohne einen lebendigen Glauben. Der aber ist selten geworden. Zumindest ist der Glaube bei vielen sehr schwach geworden. Es muss nicht immer das Leben sein, das wir einsetzen für die Wahrheit und für den Nächsten. Es können auch Opfer sein, die weniger existentiell sind. Aber von dem einen wie von dem anderen dispensieren wir uns heute gern mit der Frage: Was geht mich der andere an? Gern stellen wir in einem solchen Zusammenhang fest: Jeder ist sich selbst der Nächste. Das ist eine extrem unchristliche Maxime. Wer so redet, hat sich in seinem Denken schon weit entfernt vom Christentum.

Im Zusammenhang mit dem Martyrium sollten wir auch bedenken, dass das Martyrium des Stifters der Kirche, genauer gesagt: die sakramentale Vergegenwärtigung seines Martyriums, des Kreuzesgeschehens, der zentrale Kult der Kirche ist.

Das Eine dürfen wir nicht aus dem Auge lassen: Die Liebe gibt es - christlich verstanden - nicht ohne das Opfer. Das Christentum ist als die Religion der Liebe die Religion des Kreuzes. Nichts enttäuscht die Menschen mehr als ein Christentum, in dem die Liebe deklamiert, nicht aber gelebt wird. Die heroische Liebe ist das Ziel, wenigstens die Bereitschaft zu solcher Liebe. *„Daran erkennen wir die Liebe“*, so erklärt Johannes in unserem Brief, *„dass jener sein Leben für uns eingesetzt hat. Deshalb sind auch wir verpflichtet, für unsere Brüder das Leben einzusetzen“* (3, 16).

Was den Geist einer heroischen Liebe angeht, fehlt es uns heute an Vorbildern. Der weithin verbürgerlichte Klerus und die verweltlichten Ordensleute können diese Funktion nicht mehr ausüben. Darum entscheiden sich heute viele gegen den Priester- und Ordensstand, weil viele Priester und Ordensleute abschreckend geworden sind für ihre potentiellen Nachfolger, abschreckend in ihrer Inkonsequenz und in ihrer religiösen und theologischen Verflachung.

Der Geist der Liebe findet indessen seinen notwendigen Ausdruck im Helfen. Darauf verweist Johannes im folgenden Vers seines Briefes.

*„Wer die Güter der Welt hat und seinen Brüder Not leiden sieht, aber sein Herz vor ihm verschließt, wie kann in ihm die Liebe Gottes wohnen“* (3, 17)?

Unter den Gütern dieser Welt versteht Johannes gemäß dem griechischen Text den zum Lebensunterhalt notwendigen Besitz, also nicht Reichtum und Überfluss. Er verlangt, dass wir den notleidenden Bruder auch von dem geben, was wir eigentlich auch noch selber gebrauchen könnten. Die Frage, die wir uns in diesem Kontext zu stellen haben, darf nicht lauten: Wie viel kann ich entbehren?, sie muss vielmehr lauten: Wie viel ist hier nötig? Die Gabe soll ein Opfer sein für uns, nicht ein Verzicht auf Dinge, die wir gar nicht nötig haben.

Johannes denkt hier aber nicht nur an die materielle Not. Die geistige Not und die geistigen Güter haben den Vorrang vor der physischen Not und den materiellen Gütern.

Im Helfen erweist sich die Liebe als echt. Das Helfen ist gleichsam die Probe aufs Exempel. Diesen Gedanken bekräftigt Johannes noch einmal, wenn er im folgenden Satz bemerkt:

*„Kinder, lasst uns nicht lieben mit Worten und mit der Zunge, sondern in der Tat und Wahrheit“ (3, 18).*

Dieser Satz ist so etwas wie ein geflügeltes Wort geworden. Die Taten der Liebe müssen beweisen, dass ihre Worte ehrlich gemeint sind. Menschen können wir täuschen, Gott aber nicht.

Wenn die Liebe von der Vernunft geleitet werden muss, so gilt das auch von den Taten, in denen sie sich manifestiert. Durch übergroße Nachgiebigkeit und durch unbeherrschte oder ungezügelte Liebe, der jede Strenge abgeht, wird die christliche Liebe zu einem Zerrbild ihrer selbst und zum Gespött der Menschen.

Die Bruderliebe, die tätige Bruderliebe, ist ein Kriterium dafür, dass wir auf dem rechten Wege sind. Der Apostel erklärt:

*„Daran erkennen wir, dass wir aus der Wahrheit sind, und können unser Herz vor ihm beruhigen. Mag auch unser Herz uns verurteilen, so ist Gott auch größer als unser Herz, und er weiß alles“ (3, 19 f).*

Die Bruderliebe, die tätige Bruderliebe, ist ein Kriterium dafür, dass wir auf dem rechten Wege sind. Deswegen kann uns das Bewusstsein, dass wir uns um sie bemüht haben, trösten angesichts der Bedenken und Zweifel, die etwa aus früheren Verfehlungen oder aus der dauernden Unzulänglichkeit unserer menschlichen Handlungsweise in uns aufkommen. Faktisch ist es ja so, dass wir, je sorgfältiger wir unser Herz vor dem allmächtigen Gott prüfen, umso mehr Schwächen in uns entdecken. Da dürfen wir uns dann mit unserem Bemühen um tatkräftige Bruderliebe, wenn wir uns wirklich von Herzen darum bemühen. „Die Liebe deckt eine Menge Sünden zu“, heißt es im Alten Testament im Buch der Sprüche (Spr 10, 12). Wer die Liebe hat, besitzt die richtige Grundeinstellung.

Die Bruderliebe, deren Fundament die Gottesliebe ist, relativiert also manche Verfehlungen des Alltags, die uns beunruhigen, und sie macht manche Beunruhigung, die in uns aufsteigt, gegenstandslos.

Der Prophet Daniel erklärte einst dem König Nabuchodonosor, der viel Unrecht und viele Gewalttaten zu verantworten hatte: „Löse dich von deinen Sünden durch Almosen und von deinen Missetaten durch Barmherzigkeit gegen die Bedrängten“ (Dan 4, 24). Erinnert werden wir hier auch an die Begegnung Jesu mit der Büsserin im Evangelium und an das Wort Jesu: „Ihr wird viel vergeben, weil sie viel geliebt hat. Wem aber weniger vergeben wird, der liebt auch weniger“ (Lk 7, 47). In ihrer tief innerlichen Reue hat die Büsserin eine große Gottesliebe bewiesen.

Es ist gut, wenn wir nicht nur auf unsere Fehler und Sünden schauen, sondern zugleich auch den Beweggrund bedenken, der sie bestimmt hat. Je weniger sie der Selbstsucht entstammen, umso mehr verlieren sie den Charakter der wirklichen Sünde.

Auf jeden Fall dürfen wir unendlich groß von der Liebe Gottes denken. Darin dürfen wir allerdings keinen Freibrief sehen für Bequemlichkeit und Leichtsinn, wohl aber eine Beruhigung für uns und für alle, sofern wir es ehrlich meinen. Im Buche der Weisheit lesen wir: „Wenn wir auch fehlen, so sind wir doch dein; denn wir kennen deine Größe. Wir wollen ja nicht sündigen, weil wir wissen, dass wir zu dir gehören“ (Weish 15, 2).

Diesen Gedanken unterstreicht der Autor unseres Briefes noch einmal, wenn er im Folgenden erklärt: „*Geliebte, wenn unser Herz uns nicht verurteilt, so haben wir zuversichtliches Vertrauen zu Gott*“ (3, 21).

Wenn Johannes seine Adressaten hier „Geliebte“ nennt, will er damit mit Nachdruck hervorheben, dass sie sich auf keinen Fall Vorwürfe zu machen, dass sie sich nicht schuldig zu fühlen brauchen, weil sie den Geist der Liebe gepflegt und bewahrt haben. Das kann der Apostel bezeugen. Sie dürfen sich mit Dank gegen Gott über all das Gute freuen, das sie aus echter Bruderliebe heraus getan haben. Ihre aufrichtige und ungeheuchelte Liebe rechtfertigt ihr Vertrauen, dass ihre Verbindung mit Gott keine Selbsttäuschung ist, sondern heilige Wirklichkeit.

Wer immer mit dem Gebot der Nächstenliebe wirklich ernst macht, wird jedoch sehr bald in seiner Umgebung hören, er sei überspannt und er handle unvernünftig. Gelegentlich werden ihm aber gar selbst Bedenken kommen, ob er im Geben nicht zu weit geht und ob seine Güte am Ende nicht missbraucht wird.

Der heilige Franz von Assisi (+ 1225) war in den Augen der Welt und nach der Meinung seines Vaters von Sinnen, als er im Jahre 1207 sein ganzes Vermögen den Armen schenkte. Auch von Jesus heißt es, in den Augen seiner Verwandten sei er von Sinnen gewesen, weil sie seine Liebe und seine Güte für extrem hielten (Mk 3, 20).

Besser zuviel Großmut als zu wenig, heiliger Idealismus zahlt sich stets aus. Dem reichen Jüngling verspricht Jesus einen Schatz im Himmel, wenn er seine ganze Habe verschenkt (Mt 19, 21).

Wir müssen auf der Hut sein, dass wir mit unserer Vernunft nicht den Heroismus der Seele zerstören. Die Alternative sind die Verbürgerlichung und die Mittelmäßigkeit. Die Heiligen hatten immer irgendwie etwas Extremes an sich.

Der bekannte Satz des Aristoteles (+ 347 v. Chr.) „Die Tugend liegt in der Mitte“ ist sicherlich richtig, er enthält eine an sich berechtigte Warnung vor sinnlosem Übertreiben, er will jedoch nicht sagen, dass jede Übertreibung sinnlos ist. Man könnte hier auch von Konsequenz sprechen. Diese ist auf jeden Fall heute wichtiger denn je, denn außergewöhnliche Zeiten verlangen außergewöhnliche Menschen und außergewöhnliche Taten. Die Heiligen haben das Gewöhnliche, die alltäglichen Pflichten und die religiösen Übungen in außergewöhnlicher Weise verrichtet mit ungewöhnlicher Treue und Beharrlichkeit. Und in der Regel wurden sie von ihrer Umgebung mit Argwohn betrachtet.

Die Liebe erhebt uns über das eigene Ich. Sie sprengt die Schranken der Selbstsucht und lässt uns teilhaben an Gottes Art und an Gottes Wesen. In dieser Verfassung können wir Gott unsere Bitten mit vollem Vertrauen vortragen, und er wird sie erhören, weil sie aus dem Einssein mit Gott hervorgehen, weil sie ganz auf der Linie des göttlichen Denkens und Wollens liegen. Deshalb erklärt Johannes:

*„Und was wir erbitten, erlangen wir auch von ihm, weil wir seine Gebote halten und tun, was ihm wohlgefällig ist“ (3, 22).*

Weil wir in der vollkommenen Liebe teilnehmen an Gottes Art und Wesen, können wir Gott unsere Bitten vortragen und er wird sie erhören. Deshalb, weil sie aus dem Einssein mit Gott hervorgehen.

Erhalten wir dabei jedoch nicht direkt das, was wir erbeten haben, erhalten wir etwas Anderes, was uns noch mehr zum Heile dient. Wenn Gott unsere Bitten modifiziert, weist er sie nicht zurück, erhört er sie vielmehr aus seiner Perspektive heraus, korrigiert er gewissermaßen unsere Vorstellungen. Paulus hatte Christus dreimal gebeten, er möge ihn von dem Stachel des Fleisches befreien. Man nimmt heute an, dass es sich dabei um die Krankheit der Epilepsie handelte. Christus nahm ihm nicht den Stachel, aber er erklärte ihm im Gebet: „Es genügt dir meine Gnade. In der Schwäche gelangt die Kraft zur höchsten Entfaltung“ (2 Kor 12, 9).

Der heilige Augustinus (+ 431) erklärt diese Stelle mit folgenden Worten: „Paulus wurde erhört im Hinblick auf das Heil, nicht im Hinblick auf seinen eigenen Willen; es wurde ihm gegeben, was ihm zum Heile war, nicht das, was er begehrte“<sup>5</sup>. Augustinus fährt fort: „Die Heiligen werden zu ihrem Heil in allem erhört, immer werden sie erhört zum ewigen Heil; nach diesem verlangen sie, und in diesem finden sie auch immer ‚Erhörung‘“<sup>6</sup>. „*Und was wir erbitten*“, so drückt es Johannes aus, „*erlangen wir auch von ihm, weil wir seine Gebote halten und tun, was ihm wohlgefällig ist*“ (3, 22). Die Heiligkeit unseres Lebens verbürgt uns die Erhörung unserer Bitten bei Gott.

Dass wir einander lieben, ist das Gebot Gottes. Vorbild und Beweggrund dieser Liebe ist er selber. Sie erwächst aus dem richtigen Glauben, führt aber auch zu diesem Glauben hin, denn das Glauben ist nicht nur eine Sache des Verstandes, sondern auch des guten Willens. In erster Linie kommt es dabei gar auf den Willen, auf den guten Willen an. Der Mensch muss bereit sein, sich der übernatürlichen Wahrheit zu erschließen, sie zu bejahen und zu bewahren. Wer die Liebe hat, ist zu dieser Hingabe bereit. Er hat die richtige Auffassung von Jesus, dem Christus. Er glaubt an ihn, an seinen Namen und an alles, was er gelehrt hat, besonders glaubt er, dass er der Sohn Gottes ist, der Sohn Gottes im metaphysischen Sinne. Zu diesem Glauben hat sich jeder bekannt, der auf seinen Namen getauft wurde. Das aber verpflichtet ihn ein Leben lang.

„*Das ist sein Gebot*“, so heißt es dann in unserem Brief, „*dass wir glauben an den Namen seines Sohnes Jesus Christus und einander lieben, wie er uns geboten hat*“ (3, 23).

Glaube und Liebe sind unzertrennlich miteinander verbunden. Das wollten jene Irrlehrer, die zur Zeit der Abfassung unseres Briefes sehr einflussreich waren in Kleinasien, nicht wahrha-

---

<sup>5</sup> Augustinus, Homilien zum 1. Johannesbrief, 6.

ben. Sie lehrten: Der Glaube genügt, Gesetz und Gebote sind abgeschafft durch den Kreuzestod Christi. Was Christus während seines Erdenlebens befohlen hat, verpflichtet auch nach seiner Himmelfahrt. Das große Gebot, das Hauptgebot der Gottes- und Nächstenliebe, das er uns hinterlassen hat, tritt als sein Vermächtnis erst recht nach seinem Tod in Kraft. Unser Glaube muss aus der Liebe kommen, und die Liebe muss aus dem Glauben leben.

Weiter heißt es in unserem Brief: *„Wer seine Gebote hält, bleibt in ihm (in Christus) und er (Christus) in ihm. Dass er in uns bleibt, erkennen wir aber an dem Geist, den er uns gegeben hat“* (3, 24).

Die Auswirkung der Liebe zeigt sich nicht nur in unserem Gebet und in unserer Auffassung von Christus, sie zeigt sich auch in unserer lebendigen Verbindung mit ihm. Wir sind mit ihm verbunden, und er ist mit uns verbunden, weil wir seine Gebote, vor allem das Gebot der Liebe, halten.

Christus war auf das Innigste mit seinem Vater verbunden. Darum war es seine Speise, den Willen des Vaters zu tun. Die Erfüllung des Willens Gottes muss auch der entscheidende Inhalt unseres Lebens sein in der Nachfolge Christi. Nicht unser eigenes Begehren und das Verlangen der Natur dürfen uns beherrschen, sondern der Geist Christi, der Heilige Geist, den Christus uns gesandt hat, er muss herrschen über uns. Der Heilige Geist macht uns zugleich fähig und bereit, den Willen Gottes, die Gebote Gottes zu erfüllen. Somit besiegelt er gewissermaßen die Gotteskindschaft. In diesem Sinne schreibt Paulus in seinem Brief an die Römer: *„Alle, die sich vom Geiste Gottes leiten lassen, sind Kinder Gottes“* (Röm 8, 14). Der Geist Gottes vermittelt uns nicht zuletzt auch die Gemeinschaft mit Christus, in dem das Göttliche in die Welt eintrat und der in seinen Gläubigen fortleben wollte bis an das Ende der Zeit.

Alles Gute wirkt der Geist Gottes in dieser Welt. Er ist zutiefst konstruktiv, er baut auf. Anders ist das bei dem Geist der Welt, den Christus den Fürsten dieser Welt nennt. Er ist immerfort destruktiv, zerstörerisch, immerfort wirkt er das Böse. In dem Maße, in dem wir uns mit dem Geist Jesu Christi erfüllen und von ihm durchdringen lassen, können wir Zeugen Gottes und Christi sein, das göttliche Leben in uns entfalten, können wir das in Wahrheit werden, was wir sind, können wir das durch unser Handeln sichtbar machen, was wir durch die Gnade Gottes geworden sind.

---

<sup>6</sup> Ebd.

### III. DER GEGENSATZ ZUR BRUDERLIEBE, DAS ANTICHRISTENTUM: 4, 1 - 6.

Für den Autor des 1. Johannesbriefes steht das Antichristentum im Gegensatz zur Bruderliebe. Für ihn gilt, dass in Christus die Liebe Gottes in diese Welt gekommen und dass Christus die Quelle der wahren Bruderliebe ist, weshalb der, der Christus leugnet und verwirft, die Bruderliebe nicht besitzen kann. Daher steht das Antichristentum für ihn in einem diametralen Gegensatz zur Bruderliebe. Ja, es ist der größte Feind der Bruderliebe, weil alle Bruderliebe, sofern sie echt ist, aus dem Glauben stammt. Der Glaube ist im Christentum immer das Erste. Er hat den Vorrang auch vor der Liebe, weil die Wahrheit auch der Liebe vorangeht. Christus identifiziert sich nicht mit der Liebe, sondern mit der Wahrheit. Er nennt sich, den Weg, die Wahrheit und das Leben. Er setzt sich vor allem mit den Pharisäern auseinander, den Exponenten der Unwahrhaftigkeit, nicht der Lieblosigkeit. Die Wahrheit muss in Liebe gesagt werden, aber sie bleibt wahr, auch ohne die Liebe, wohingegen die geheuchelte Liebe, die unwahrhaftig ist, zum Zerrbild ihrer selbst wird und sich selber aufhebt. Darum heißt es in unserem Brief:

*„Geliebte, traute nicht jedem Geist, sondern prüft die Geister, ob sie aus Gott sind; denn es sind viele falsche Propheten in die Welt hinausgegangen“ (4, 1).*

Der rechte Glaube ist die Voraussetzung für die wahre Gottes- und Nächstenliebe. Dieser aber wird in mannigfacher Weise zerstört, heute mehr denn je, von außen wie auch von innen her. Der Urheber dieser Zerstörung ist der Widersacher Gottes, der Teufel, von dem der 2. Petrus-Brief sagt, dass er in der Welt umherzieht „wie ein brüllender Löwe, suchend wer er verschlingen kann“ (1 Petr 5, 8). Wie Gott seine Propheten hat, so hat auch er seine Propheten, von denen Christus sagt, dass sie, je näher das Ende kommt, umso zahlreicher werden. Er nennt sie die falschen Propheten. Sie können mit Begeisterung reden und große Erfolge erzielen, zeitweilig noch größere als die wahren Propheten, weil sie den Leidenschaften der Menschen schmeicheln und sich ihren Wünschen nicht widersetzen.

Die falschen Propheten, an die Johannes denkt und die zu seiner Zeit in Kleinasien ihr Unwesen trieben, behaupteten, Jesus sei nicht der wahre Messias gewesen, der wahre Messias komme noch. Sie lehnten Jesus ab, weil er nicht ihren Erwartungen entsprach und weil er ihnen in seinen Forderungen zu anspruchsvoll war.



Die falschen Propheten gehören zur ganzen Geschichte des Heils, zur Geschichte der Offenbarung wie auch zur Geschichte der Kirche, nicht anders als die rechten, die wahren, die echten Propheten. Wie die einen den Willen Gottes verkünden und immer wieder neu aktualisieren, so stellen sich die anderen gegen den Willen Gottes, stellen sie sich in den Dienst des Gegenspielers Gottes, in den Dienst der Lüge und des Irrtums. Dabei erheben sie jedoch stets den Anspruch, echte Propheten zu sein, verständlicherweise, denn sonst könnten sie ihre Ware nicht verkaufen. Wer will schon die Lüge oder den Irrtum? Gemäß den Worten Jesu werden sie in der letzten Zeit, in der Zeit vor seiner Wiederkunft, so betont Jesus immer wieder in seinen apokalyptischen Reden, in immer größerer Zahl auftreten. „Reißende Wölfe werden in die Herde einbrechen“, heißt es in der Geheimen Offenbarung (Apk 20, 29). Nach außen hin sind sie Lämmer, nach innen hin Wölfe. Das Inkognito, die Verkleidung, ist das Zentrum ihrer Macht. Wo Macht ist, stellt sich immer der Teufel ein, ohne dass er sich jedoch zu erkennen gibt. Von den modernen Theologen oder besser: von vielen modernen Theologen lässt er sich einfach leugnen. Dann kann er ganz sicher sein, dass er nicht erkannt wird. Der Apostel Paulus spricht im 1. Korinther-Brief von der Gabe der Unterscheidung der Geister (1 Kor 12, 10). Diese tut not, heute mehr denn je.

Lügenpropheten sind die falschen Propheten, weil der Teufel der Vater der Lüge ist (Joh 8, 44). Die falschen Propheten reden den Leuten nach dem Mund, so machen sie es immer, besonders nehmen sie dabei die Einflussreichen in der Gesellschaft und in der Kirche aufs Korn. Sie sagen das, was die Menschen gern hören. So sagen sie beispielsweise: Das Heil ist euch sicher, kein Unheil kommt über euch, egal wie ihr lebt, die Hölle ist leer. Dabei verstehen die falschen Propheten es meisterhaft, mit dem Wort Gottes zu jonglieren.

Ein echter Prophet der Neuzeit, der französische Dichter Leon Bloy - er lebte von 1846 bis 1917 - schreibt: „Um nicht in den Verdacht des Fanatismus zu geraten, haben sich die modernen Prediger etwas ausgedacht, was sie mit Bescheidenheit das Wort Gottes nennen. Es besteht darin, stundenlang zu salbadern und sich mit vollendeter Geschicklichkeit um das Ja und Nein herumzudrücken“. Das ist eine treffende Analyse der gegenwärtigen Lage in der Kirche.

Charakteristisch für die falschen Propheten ist stets auch die Unentschiedenheit zwischen Ja und Nein. Wir kennen die Menschen, die immer „jein“ sagen oder „ja, aber“. Sie sind zahlreich. Demgegenüber sagt Jesus ausdrücklich: „Euer Ja sei ein Ja, euer Nein ein Nein; alles andere aber stammt vom Bösen“ (Mt 5, 37).

Die Lügenpropheten schaffen sich ihr eigenes Gottesbild, und sie machen sich Gott dienstbar. Faktisch machen sie Gott zu einer Projektion des Menschen, zu einer Gegebenheit, worüber der Mensch verfügen kann. Wird aber Gott in seiner Größe und Unbegreiflichkeit degradiert, so ist das die Vorstufe seiner völligen Abschaffung. Ein vermenschlichter Gott kann nicht existieren. So besteht heute vielfach die Tendenz, Gottes Vollkommenheit, seine Allmacht und sein Allwissen in Frage zu stellen, weil angeblich nur so der Mensch frei sein kann. Faktisch erniedrigt man Gott hier, um den Menschen zu erhöhen.

Lügenpropheten sind auch da am Werk, wo die menschliche Sexualität vermarktet wird auf Kosten der Menschenwürde, speziell auf Kosten der Würde der Frau, wo die Kinder bereits vom Kindergartenalter an auf die Sexualität fixiert werden unter dem Vorwand der Sexualerziehung. Unsere „Pornokratie“ ist ein besonders verhängnisvolles Werk falscher Propheten, die sich in nicht wenigen Fällen gar noch mit einem Heiligenschein schmücken.

Falsche Propheten sind heute jene, die die Abtreibung von Embryonen, von ungeborenen Kindern und deren Missbrauch als Rohstoffressourcen, als Ersatzteillager und Stammzellenlieferanten rechtfertigen und praktizieren. Auch sie schmücken sich oft mit dem christlichen Namen oder präsentieren sich als Vertreter einer christlichen Partei.

Lügenpropheten bagatellisieren das voreheliche Zusammenleben und den Ehebruch, sie propagieren eine ganz neue Sexualmoral, die bei näherem Hinsehen jedoch nichts Anderes ist als ihre totale Zerstörung. Sie alle waren seinerseits falsche Propheten, die nach dem Jahre 1967 gegen die weit vorausschauende und providentielle Enzyklika „*Humanae vitae*“ des Papstes Paul VI. polemisiert haben.

Falsche Propheten sind, um noch ein Beispiel zu nennen, auch die Propheten der aktiven Euthanasie. Einer dieser Propheten ist der Protagonist des Weltethos, der kürzlich durch die Freimaurer prämiert wurde, der sich zumindest selber noch als Christ und gar als Priester versteht.

Im Matthäus-Evangelium erklärt Jesus: „Wenn jemand zu euch sagt: ‚Siehe, hier ist Christus‘ oder ‚dort ist er‘, so glaubt es nicht. Denn es werden falsche Christusse und falsche Propheten auftreten. Diese werden große Zeichen und Wundertaten vollbringen, um womöglich selbst die Auserwählten zu verführen. Siehe, ich habe es euch vorher gesagt“ (Mt 24, 23 ff). Im Lu-

kas-Evangelium erklärt Jesus: „Seid wachsam, damit ihr nicht irregeführt werdet. Denn viele werden unter meinem Namen auftreten und sagen ‚Ich bin es‘ und ‚Die Zeit ist gekommen‘. Lauft ihnen nicht nach“ (Lk 21, 8). Und im Markus-Evangelium erklärt der Stifter der Kirche: „Wenn alsdann jemand zu euch sagt ‚Siehe, hier ist Christus‘, ‚Siehe, dort ist er‘, so glaubt es nicht. Denn es werden falsche Christusse und falsche Propheten aufstehen und Zeichen und Wundertaten vollbringen, um wenn möglich selbst die Auserwählten irre zu führen. Ihr aber sollt wachsam sein! Ich habe euch alles vorhergesagt“ (Mk 13, 21 ff).

Hier ist eindeutig die Rede von solchen falschen Propheten, die die Kirche und das Christentum von innen her zerstören. Bei dieser Art von Propheten tritt für die tiefer Schauenden deren Lügenhaftigkeit besonders deutlich zutage.

Heute zeigt sich die falsche Prophetie auch in den immer neu auftretenden Seherinnen und Sehern, in der Eskalation der falschen Mystik, die heute unendlich viele Gesichter zeigt. Faktisch ist das der Einbruch der Esoterik in das verfallende Christentum. Die immer neu auftretenden Seher belegen immer wieder das „siehe, hier ist Christus“ und das „siehe, dort ist er“ der apokalyptischen Rede Jesu im Markus-Evangelium. Sie alle haben Botschaften, tragen angeblich die Wundmale Jesu, erheben den Anspruch des Karfreitagsleidens und behaupten, Kranke zu heilen. So reist die syrische „Seherin“ Myrna durch die Lande und berichtet von ihren Erscheinungen und Einsprechungen und Stigmata, so verwirrt die „Seherin“ Vassula die geängstigten und unsicher gewordenen Christen mit ihren Botschaften, vor denen bereits am 29. November 1996 die römische Glaubenskongregation ausdrücklich gewarnt hat, und so machen es viele andere. Sie halten „charismatische Gottesdienste“, in denen ihre Anhänger in Trance fallen und spiritistische Phänomene produzieren. Ich fürchte, dass auch der indische Heiler Pater Manjackel, Fratel Cosimo aus Italien und Pater Josef Bill, angebliche Heiler und Visionäre, die bisher zwar nicht mit ausdrücklicher kirchlicher Billigung fungieren, aber doch toleriert werden, nicht weniger der besagten Szene angehören. Auch das künstlich hochstilisierte Medjugorje, das durch die höchste kirchliche Autorität immer noch toleriert wird, propagiert falsche Mystik und instrumentalisiert die Sehnsucht der Menschen nach Orientierung im Wirrwarr unserer Zeit.

Eines steht fest: Das Vorhandensein von Stigmata beweist noch lange nicht die Echtheit der Mystik. Und um die wahre Mystik von der falschen zu unterscheiden, braucht es nicht nur einen frommen Sinn, braucht es vielmehr auch Kenntnisse in der Parapsychologie sowie in

der Psychopathologie, muss man informiert sein über das weite Gebiet des Schamanentums, der heidnischen Magie und der Zauberei.

Im 2. Timotheus-Brief lesen wir: „Denn es wird eine Zeit kommen, da man die gesunde Lehre nicht mehr ertragen will, sondern sich nach eigenen Gelüsten Lehrer verschafft aus Sucht nach Ohrenkitzel. Von der Wahrheit aber wird man sein Ohr abwenden und sich Fabeleien zuwenden. Du aber bleibe nüchtern in allem“ (2 Tim 4, 2).

Die falschen Propheten sind Wölfe im Schafspelz. Sie betrügen Gott und die Menschen. Das heißt Gott zu betrügen, das versuchen sie, während sie die Menschen mit Erfolg betrügen, jedenfalls in vielen Fällen.

Ich erinnere hier noch einmal an das Matthäus-Evangelium, das uns ermahnt: „Seht zu, dass euch niemand verführt. Denn viele werden unter meinem Namen auftreten und sagen: ‚Ich bin Christus‘ und sie werden viele irreführen“ (Mt 24, 4 f). Hier ist zu beachten, dass die falschen Propheten unter dem Namen Christi auftreten und dass sie mit ihrer Irreführung in nicht wenigen Fällen erfolgreich sind. Dieser Gedanke wird noch weitergeführt, wenn es in Vers 11 und 12 des 24. Kapitels bei Matthäus, wenn es da heißt: „Auch viele falsche Propheten werden auftreten und viele irreführen. Und weil die Gesetzlosigkeit überhand nimmt, wird die Liebe bei vielen erkalten“.

Der Antichrist ist der „Mensch der Gesetzlosigkeit“ (2 Thess 2, 3), weil er das göttliche Gesetz verachtet und sich gleichsam selbst zu Gott und damit zum obersten Gesetzgeber macht.

Im Hinblick auf die vielen falschen Visionen und Prophetien in unserer Zeit hat man zu Recht von einer gigantischen charismatischen Irreführung gesprochen.

Daher ist heute die biblische Mahnung „hütet euch vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind, an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“ (Mt 7, 15) von großer Aktualität. Schon immer gibt sich der Teufel als Engel des Lichtes aus, und schon immer tarnen sich seine Missionare als Diener der Gerechtigkeit (2 Kor 11, 14 f). Der 1. Timotheus-Brief greift diesen Gedanken auf, wenn er feststellt, dass „in den letzten Tagen einige vom Glauben abfallen und verführerischen Geistern und satanischen Lehren anhängen“ (1 Tim 4, 1).

In unserem 1. Johannes-Brief heißt es dann: *„Erkennt den Geist Gottes daran, dass jeder Geist, der Jesus als den im Fleische erschienenen Christus bekennt, aus Gott ist und jeder Geist, der Jesus nicht bekennt, nicht aus Gott ist. Das ist der Geist des Antichristen, von dem ihr gehört habt, dass er kommt. Ja, er ist schon in der Welt“* (4, 2 f).

Schon am Anfang dieser unserer Überlegungen betonte ich, dass die Grundwahrheit des christlichen Glaubens die Gottheit Jesu ist oder besser: die Wahrheit, dass Jesus von Nazareth der Sohn Gottes im metaphysischen Sinne ist, dass in ihm Gott selber ein Mensch geworden ist, das nicht der Vater in ihm ein Mensch geworden ist und nicht der Heilige Geist, sondern der Sohn, die zweite göttliche Person.

Überall da, wo diese grundlegende Wahrheit nicht geglaubt wird, wird aus dem Christentum ein Art von Jesuanismus. Dieser Jesuanismus ist verbreiteter als viele denken. Viele sind der Meinung, Jesus sei ein gewöhnlicher Mensch gewesen, der jedoch das Menschsein auf einem sehr hohen intellektuellen und moralischen Niveau gelebt hat, er sei ein genialer Weisheitslehrer gewesen und von daher habe sein Leben Vorbildcharakter, von daher sei er exemplarisch, vielleicht gar exemplarischer als alle Menschen, die je auf dieser Erde gelebt haben. Es ist damit zu rechnen, dass diese Meinung heute von nicht wenigen vertreten wird, die ihren Lebensunterhalt mit der Kirche verdienen, sei es als Priester oder sei es als Laien mit theologischer Vorbildung im Kirchendienst, als Pastoralleute. Wer so denkt und lehrt, ist - so sagt es der 1. Johannes-Brief - geprägt vom Geist des Antichristen. Das klare Bekenntnis zum Gottmenschen Jesus von Nazareth ist das A und O des Christentums. Daher ist der, der an dieser Grundwahrheit rüttelt, eigentlich kein Christ mehr, mag er das auch noch so laut behaupten.

Der Christ, der aus Gott geboren ist, bekennt Jesus von Nazareth als den Sohn des ewigen Gottes, der in der Zeit Mensch geworden ist. Das betont unser Brief mit großem Nachdruck im 2. Vers des 4. Kapitels. Der Antichrist hingegen sieht einen gewöhnlichen Menschen in Jesus von Nazareth, der durch den Glauben der Gemeinde vergöttlicht und zum Gott erhoben worden ist. In einer Reihe von modernen jüdischen Jesus-Büchern spricht man von der Vergottung des Menschen Jesus von Nazareth. So tut es auch der Philosoph Karl Jaspers (+ 1969), der im Übrigen die Genialität Jesu von Nazareth und seine Anliegen sehr zutreffend dargestellt hat.

Der Antichrist hingegen sieht einen gewöhnlichen Menschen in Jesus von Nazareth. In diesem Sinne war der Antichrist bereits in der Welt, als der 1. Johannes-Brief geschrieben wurde, und in diesem Sinne wirkt er bis zur Stunde.

Das Antichristentum löst die Person Christi faktisch oder theoretisch und faktisch auf. Da werden dann die christlichen Begriffe beibehalten, aber ausgehöhlt, werden sie einem Bedeutungswandel unterzogen und erhalten sie eine neue Bedeutung. Um das zu verschleiern, sagt man dann gern: Wir müssen die überkommenen Aussagen des Glaubens differenzierter sehen. Eine differenziertere Sicht der Wirklichkeit - auch und vor allem der übernatürlichen Wirklichkeit - ist sicherlich zu begrüßen. Eine differenziertere Sicht lässt uns mehr sehen und tiefer verstehen. Hier ist jedoch etwas Anderes gemeint.

Im liberalen Protestantismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts und des beginnenden 20. Jahrhunderts sprach man zwar von der Gottheit Christi, dachte dabei jedoch nicht an ihre Wirklichkeit, sondern nur an die Vorstellung der Jünger Jesu. Oder man gebrauchte das Wort „glauben“, meinte damit aber nicht ein festes Für-wahr-Halten einer übernatürlichen Wirklichkeit, sondern ein Gefühl des Herzens oder eine Stimmung des Gemütes. Oder man redete von der Taufe, sah in ihr aber kein Sakrament, sondern nur einen Aufnahmeeritus in die Kirchengemeinschaft. So ließ man die Worte stehen, leugnete aber ihre Inhalte.

Diese Methode ist nicht neu. So ging man mit der Offenbarung und mit dem Glauben schon zur Zeit des Johannes um. Deshalb erklärt er: Der Antichrist ist schon da. Schon im 1. Jahrhundert war er in der Welt und er bleibt in ihr bis zum Ende der Zeiten. Dabei passt er sich den jeweiligen Verhältnissen an und wechselt die Form und die Farbe, wie es jeweils seinen Interessen entspricht. In dem einen Punkt bleibt er sich dabei treu, in seiner Leugnung der Gottheit Christi und im Kampf gegen sie. Alle Irrlehren, die in der Geschichte aufgetreten sind, stehen letztlich immer in Verbindung mit dem Geheimnis der Inkarnation, der Menschwerdung Gottes, und mit dem geschichtlichen Jesus von Nazareth. Stehen sie nicht unmittelbar mit dem menschengewordenen Sohn Gottes in Verbindung, stehen sie mittelbar mit ihm in Verbindung, sofern sie den fortlebenden Christus betreffen, die Kirche, die das Werk Christi weiterführt.

Die Frage nach dem Stifter des Christentums und die damit im Zusammenhang stehende Frage nach dem Geheimnis des dreifaltigen Gottes scheidet auch heute noch die Geister. Der

Verfasser des 1. Johannes-Briefes würde sagen: Diese zwei Grunddogmen oder Glaubenswirklichkeiten zeigen uns, wo immer sie geleugnet werden, die Grenze zwischen dem Christentum und dem Antichristentum.

Wir alle müssen uns immer wieder die Frage stellen: Bekenne ich mich nur mit dem Munde zu dem menschengewordenen Sohn Gottes, den Messias und dem Erlöser, oder auch mit dem Herzen?

Zuweilen antworten die Christen auf diese Frage: Man muss das ja glauben, ob es sich wirklich so verhält, das ist eine andere Frage. Das ist ein latenter Unglaube, den man nicht selten mit der äußeren Erfüllung der Pflichten eines Katholiken, vielleicht gar auch eines Priesters und Bischofs vereinbart. Man kann schnell den Glauben verlieren, wenn man sich von seinen Leidenschaften beherrschen lässt, wenn man nicht mehr betet und sich von der Eitelkeit und vom Stolz übermannen lässt.

Ist man auf diese Weise inkonsequent und oberflächlich in seinem Glauben, verliert man ihn häufig vollends, wo immer man in eine Lebenskrise kommt, es sei denn, diese führt zu einer Bekehrung von Grund auf.

Johannes führt seine Gedanken weiter mit folgenden Worten: *„Ihr aber, Kinder, seid aus Gott und habt jene überwunden. Der in euch wirkt, ist mächtiger als jener, der in der Welt wirkt“* (4, 4).

Der Antichrist mag alle Mittel der Gewalt und der Lüge spielen lassen, Gott ist doch mächtiger als er. Mit diesem Gott sind die Gemeinden in Kleinasien verbunden, in deren Mitte Johannes steht. Sie haben das neue Leben empfangen, sie sind aus Gott geboren, sie dienen der Wahrheit und üben die Liebe.

An dieser haben wir wiederum die Anrede „Kinder“. Sie erklärt sich hier als Hinweis des Apostels darauf, dass er ihnen das neue Leben vermittelt hat durch das Sakrament der Taufe.

Solange die Christusgläubigen treu zu ihrer Berufung stehen, ist der Antichrist äußerlich überwunden, nicht jedoch innerlich. Da wirkt er weiter, indem er sie in Zweifel und Versuchungen führt vermittels der Verlockungen der Welt und der bösen Begierde. Die böse Be-

gierde, die Konkupiszenz, ist ein Erbe der Ursünde, sie ist geblieben. Nicht alle Folgen der Ursünde wurden durch die Taufe beseitigt. Der Versucher aber kennt die Schwächen des Einzelnen.

Gemeinsam ist den Menschen, auch den Erlösten, das ungeordnete Streben nach Besitz, nach Genuss und nach Macht und Ehre. Das hat Christus selber in seiner Menschheit am Anfang seines öffentlichen Wirkens erfahren (Mt 4, 1 -11; Lk 4, 1 - 13; Mk 1, 12 f). Er wurde versucht, wie ein Mensch, aber er sündigte nicht.

Es ist bemerkenswert, dass die evangelischen Räte gerade den drei Grundstrebungen und den daraus hervorgehenden Versuchungen entgegenstehen, die Armut dem Besitzstreben, die Jungfräulichkeit dem Genussstreben, der Gehorsam dem Streben nach Macht und Ehre.

Die Versuchung knüpft an der Konkupiszenz an, an der Begehrlichkeit unseres Herzens, an der angeborenen Neigung, gegen Gott und seine Wahrheit aufzubegehren. Sie, die Konkupiszenz, ist nicht die Ursünde, wie die Reformatoren meinten, sondern sie ist eine Folge von ihr, die nach der Erlösung fort dauert und weiterwirkt, individuell und gemeinschaftlich.

Unser Brief fährt fort: „*Jene gehören der Welt an. Darum reden sie auch nach Art der Welt und die Welt hört auf sie*“ (4, 5).

Drei Feinde stehen unserem Heil entgegen, der Böse, das Böse, das in uns lebt, und das Böse, das um uns lebt. Besonders ist das Böse in uns.

Der Mensch ist von Natur aus ein Gemeinschaftswesen. Nichts entbehrt er so sehr wie den Verkehr mit anderen Menschen, die Interaktion und das Zusammensein mit ihnen. Deshalb ist er stark von seiner Umwelt abhängig. Beim Durchschnittsmenschen ist die Abhängigkeit so groß, dass er in der Regel genau das ist, was seine Umgebung aus ihm macht. Die meisten schwimmen nicht gegen den Strom. Daher ist das Gutsein der Umgebung von großer Bedeutung für das Gutsein des Menschen. Daraus ergeben sich bedeutende pastorale Prinzipien.

Wegen der Abhängigkeit des Menschen von der Umgebung haben die Irrlehrer stets ein leichtes Spiel. Johannes kennt diese Gefahr. Er hat ihre Wirkung bei den Christen erlebt, die Opfer der Verführung geworden sind und dann selber gar als Irrlehrer auftreten. Einst haben sie sich



zu Christus bekannt und bei der Taufe der Welt widersagt. Der Bruch mit der Welt war jedoch nicht tief und vollständig gewesen. Sie waren nur äußerlich Christen geworden, innerlich waren sie jedoch Kinder dieser Welt geblieben, das heißt: Sie dachten wie die Kinder dieser Welt und lebten wie diese. Faktisch wollten sie auf zwei Hochzeiten tanzen, wollten sie sowohl Gott als auch der Welt dienen.

Diese Art von Christen wurde und wird nicht angefeindet durch die Welt. Niemals hat die Welt sie angegriffen und ihnen Feindseligkeit entgegengebracht. Bei ihnen fühlt die Welt, dass sie innerlich mit ihr verwandt sind. Darum fällt es ihr nicht schwer, auf sie zu hören, sie zu fördern und sie zu begünstigen. Von dieser Art von Menschen sagt Christus einmal im Johannes-Evangelium: *„Euch kann die Welt nicht hassen. Mich aber hasst sie, weil ich ihr bezeuge, dass ihre Werke böse sind“* (Joh 7, 7).

Stets haben die Welt und ihre Machthaber die Irrlehre begünstigt. So war es schon im christlichen Altertum und eigentlich in allen Jahrhunderten, mehr oder weniger. Am Beginn der Neuzeit wurden die Reformatoren unterstützt durch die Welt und ihre Machthaber, im 19. Jahrhundert die Altkatholiken und später die Modernisten, bis in die Gegenwart hinein. In der nationalsozialistischen wie auch in den kommunistischen Diktaturen hatten die Katholiken mehr zu leiden als die Vertreter der anderen Religionen. Bei den Katholiken hatten stets jene am meisten zu leiden, die konsequent waren, die den Geist des katholischen Christentums in ausgeprägter Form zu verwirklichen suchten. Von daher richtete sich auch in der Zeit des Nationalsozialismus der Hass der Kirchenverfolger in ganz besonderer Weise gegen die Klöster und die Ordensgemeinschaften, die als solche die Exponenten katholischer Frömmigkeit sind. Waren, muss ich eigentlich sagen, denn heute sind die Orden mehr denn je von der inneren Fäulnis befallen und von dem Verfall der Kirche, mehr jedenfalls als das gläubige Volk.

Die Gegnerschaft der Welt und ihrer Machthaber gegen ein konsequent gelebtes Christentum erklärt sich daraus, dass das Diesseits gegen das Jenseits eingestellt ist, seit Adam und Eva in der ersten Sünde das Übernatürliche preisgaben und das Natürliche zum Lebensinhalt der von ihnen verkörperten Menschheit machten. Diese Einstellung änderte auch die Offenbarung Gottes nicht. Das wird sehr oft in der Heiligen Schrift betont. Ich erinnere hier an die Berufungsvision des alttestamentlichen Propheten Jesaja (Jes 6), in der der Prophet die Herrlichkeit Gottes im Tempel erfuhr, das Dreimal-Heilig der Seraphim vernahm und sich bereit erklärte, die Sendung Gottes anzunehmen, in der Gott zu ihm sprach: „Geh hin und sage diesem

Volk: Immerfort werdet ihr hören, aber nicht verstehen, immerfort sehen, aber nicht erkennen“ (Jes 6, 9). So ist es oftmals: Die Mahnreden der Propheten reizen ihre Adressaten zum Widerstand und vermehren ihre Verstocktheit und ihre Verblendung.

In Voraussicht seines eigenen Schicksals ruft Jesus in einer Auseinandersetzung mit den Pharisäern und Schriftgelehrten aus: „Jerusalem, Jerusalem, du mordest und steinigst die Propheten, die zu dir gesandt sind“ (Mt 23, 37).

Im Jakobus-Brief heißt es: „Wisst ihr nicht, dass die Freundschaft der Welt Feindschaft mit Gott bedeutet“ (Jak 4, 4).

Vielen wird es schwer, im praktischen Leben festzuhalten, dass sie im Gegensatz zur Welt stehen und stehen müssen. Es ist bedenklich, wenn die Welt uns lobt in unserem Christsein. Paulus sagt im Galater-Brief: „Wenn ich den Menschen gefiele, wäre ich nicht mehr Christi Diener“ (Gal 1, 10). Es ist gut, wenn wir uns unabhängig machen von der Geltung und dem Ansehen bei den Menschen. Die Heiligen waren stets frei und unabhängig vom Denken und Urteilen der Welt. Die Halbheit und die Feigheit zahlen sich in der Welt aus, in der Regel, nicht aber vor Gott.

Der Apostel Johannes fährt fort: „*Wir aber sind aus Gott. Wer Gott kennt, hört auf uns. Wer nicht aus Gott ist, hört nicht auf uns. Daran erkennen wir den Geist der Wahrheit und des Irrtums*“ (4, 6).

Johannes stellt sich hier bewusst in Gegensatz zur Welt, zu jener Welt, die keine Verbindung mit Gott hat und die der Irrlehre anhängt. Der Apostel weiß, dass er aus Gott ist, und glaubt an die Autorität, die er durch Gott hat. Diese Autorität teilt er mit den anderen Aposteln. Deshalb braucht er hier das Wort „wir“ und verlangt, dass man auf „uns“, wie er sagt, hört.

Wo die Autorität der Apostel nicht anerkannt wird, da entstehen immer neue Irrlehren. So war es schon in der ältesten Zeit der Kirche. Die Autorität der Apostel ist apostolischer Zeit auf die Kirche übergegangen, die uns heute die Wahrheit Gottes verbürgt, im Wirrwarr der Meinungen. Die Wahrheit Gottes ist heute bei den Nachfolgern der Apostel, den Bischöfen, besonders aber bei dem Nachfolger des heiligen Petrus, dem Bischof von Rom, dem Felsen der Einheit der Kirche im Glauben, in der Feier des Gottesdienstes und in der Disziplin.

Wer wirklich auf der Seite Gottes steht, der hört auf die Apostel, deren Stimme uns heute in ihren Nachfolgern, den Bischöfen und Priestern der Kirche, gegeben ist. Es ist der Heilige Geist, der die Kirche als ganze und speziell in ihren Amtsträgern vor dem Irrtum bewahrt. Wir sprechen von der aktiven und passiven Unfehlbarkeit der Kirche. Die aktive Unfehlbarkeit der Konzilien und des Papstes ruht in der passiven Unfehlbarkeit der Gesamtkirche.

„Wer Gott kennt, hört auf uns“, erklärt der Apostel Johannes. Daraus folgt, dass der, der nicht auf die Kirche hört, Gott nicht kennt, dass er ein falsches Gottesbild hat. Im Übrigen gilt: Wer sich von der Kirche trennt, der trennt sich von Gott. Der Märtyrerbischof Cyprian (+ 258) schreibt: „Der kann Gott nicht zum Vater haben, der die Kirche nicht zur Mutter hat“.

Der Katholik liebt die Kirche, das heißt: Er denkt und fühlt mit der Kirche. Das ist heute nicht mehr selbstverständlich, ja, ein großer Teil der Kirchenbediensteten, Priester wie Laien, denkt und fühlt nicht nur nicht mit der Kirche, sondern hasst und verachtet sie gar. Wenn man in diesem Geiste seine Arbeit in der Kirche tut, kann man sich vorstellen, dass dabei nicht viel herauskommen kann. Die Kirche müsste sich dagegen wehren in der Gestalt jener, die Verantwortung tragen in der Kirche. Man hat nicht den Eindruck, dass das geschieht. Die einen erkennen es nicht, die anderen erkennen es, haben aber keinen Mut, sich dagegen zu stellen.

#### IV. DER BEWEGGRUND DER BRUDERLIEBE, DIE CHRISTLICHE

GOTTESLIEBE: 4, 7 - 5, 3.

Wir kommen damit zu dem Höhepunkt der Darlegungen des 1. Johannes-Briefes: 4, 7 - 5, 3. Man könnte diese Verse überschreiben: Der Beweggrund der Bruderliebe, die christliche Gottesliebe.

Johannes lässt uns hier einen Blick in seine eigene Seele tun, wie er uns in seinem Evangelium in den Abschiedsreden in das Innere des Meisters schauen lässt. Was Johannes hier schreibt, fließt aus dem Innersten seiner Seele und enthüllt die tiefe persönliche Verbindung, die er mit Gott besaß. „Die Gottesliebe ist das Thema seines Herzens, der Inhalt seines Lebens, die reife Frucht der wundersamen Entwicklung, die mit der zehnten Stunde jenes Tages begann, an dem er zuerst den Meister sehen, sprechen und besuchen durfte“<sup>7</sup>. „Weil die Liebe seinen Mund (hier) geöffnet hat, sprudeln die Gedanken in heiliger Fülle und Tiefe aus

---

<sup>7</sup> Josef Könn, Glaube und Lieben, Bibellesungen über die Johannesbriefe, Einsiedeln 1940, 135.

seinem Innern. Nach allen Seiten beleuchtet er die christliche Gottesliebe, um ihre umfassende Beziehung zur Nächstenliebe klarzulegen<sup>8</sup>.

Johannes spricht hier von der veredelnden Macht der Gottesliebe, von ihrem Wesen, von ihrer Offenbarung, von ihrer verpflichtenden Kraft, von ihrer Wirkung, von ihren Vorbedingungen, von ihrer Vollendung und von ihrer unzertrennlichen Verbundenheit mit der Bruderliebe. Zunächst spricht er von der veredelnden Kraft der Gottesliebe und von ihrem Wesen:

*„Geliebte, lasst uns einander lieben! Denn die Liebe stammt von Gott. Jeder, der liebt, ist aus Gott geboren und erkennt Gott. Wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt; denn Gott ist die Liebe“ (4, 7 f).*

Der Grund der Bruderliebe ist, so stellt Johannes fest, die Tatsache, dass die Liebe aus Gott stammt, weshalb jeder, der aus Gott geboren ist und Gott erkennt, alles daran setzt, die Liebe zum Zentrum seines Lebens zu machen.

Gott hat uns zuerst geliebt. Liebe kann man nur angemessen beantworten durch Gegenliebe. Diese darf sich nicht nur auf Gott richten, sie muss sich vielmehr auch auf das richten, was Gott geschaffen hat und was ihm zu eigen ist. Die Schöpfung aber kulminiert im Menschen, den Gott als sein Bild und Gleichnis geschaffen hat. Darum muss der Mensch nächst Gott der entscheidende Gegenstand unserer Liebe sein. Bei dieser Liebe handelt es sich nicht um eine Liebe, die aus natürlichem Empfinden hervorgeht. In einer solchen spielen menschliche Gefühle eine entscheidende Rolle, üben Zuneigung und Abneigung einen entscheidenden Einfluss aus. Wir müssen die natürliche Liebe von der übernatürlichen unterscheiden. Diese ist gemeint mit der Gottesliebe und mit der Bruderliebe des Christen. Die übernatürliche Liebe des Christen stammt aus Gott, sie unterscheidet sich wesentlich von der natürlichen Liebe, von jener Liebe, die die Kinder der Welt haben und betätigen.

Wer die übernatürliche, von Gott her rührende Liebe besitzt, beweist damit, dass er aus Gott geboren ist, dass er also die Gnade der Gotteskindschaft besitzt, und dass er Gott erkennt, dass er durch die Gnade der Gotteskindschaft zum richtigen Gottesbegriff geführt worden ist.

---

<sup>8</sup> Ebd.

Die Gottesliebe und die Bruderliebe, wie sie im Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe geboten werden, bilden den Kern der Moral des Neuen Testaments, wie sie bereits im Alten Testament vorbereitet worden ist. Durch den Zusammenhang mit der Gottesliebe wird die Bruderliebe auf die höchste sittliche Stufe emporgehoben und von allen menschlichen Unvollkommenheiten und Zufälligkeiten und von jeder Eigenliebe und jeglicher Lohndienerei, in welcher Gestalt auch immer, losgelöst.

Wer Gott erkennt, weiß, dass Gott die Liebe ist. Damit weiß er auch, dass er seinen Nächsten lieben muss. Wer diese Liebe nicht übt, der hat nicht Gott richtig erkannt. Die Liebe ist das tiefste Wesen Gottes. Deshalb kann Gott nur durch die Liebe recht erfasst werden. Der Mensch hat Liebe, Gott ist die Liebe. Für Gott ist die Liebe keine zufällige Eigenschaft, aber auch nicht eine notwendige Eigenschaft, für Gott ist die Liebe keine Eigenschaft, für ihn ist sie sein Wesen.

In diesem Gottesbegriff haben wir das Höchste, was die Offenbarung über das Wesen Gottes aussagt, das Höchste, das überhaupt Menschen über das Wesen Gottes sagen können.

Die Philosophie, die Metaphysik, sagt uns, dass Gott sein Dasein aus sich selber hat, dass bei ihm seine Existenz und sein Wesen identisch sind. Sie sagt uns, dass Gott das vollkommenste Wesen ist, dass er allmächtig und allwissend und ewig ist, dass er keinen Anfang und kein Ende hat. Im Alten Testament erfahren wir, dass Gott der ist, der für sein Volk da ist, der für Israel sorgt. Im Buch Exodus offenbart sich Gott dem Mose im brennenden Dornbusch mit den Worten: „Ich bin, der für euch da sein wird“ (3, 14). Von dieser Selbstoffenbarung Gottes leitet man den Jahwe-Namen Gottes her, der das ganze Alte Testament beherrscht. Im Neuen Bund erfahren wir, dass Gott die Wahrheit ist (Joh 14, 6), dass er also das Gegenteil von Irrtum und Lüge, von Schein und Trug ist, dass er die allerrealste Wirklichkeit ist, dass er wirklicher ist als irgendwelche Dinge, die wir sehen und wahrnehmen. Das ist das Eine. Zum anderen offenbart Gott sich im Neuen Bund als Geist (Joh 4, 24). Das bedeutet, dass er nichts Körperliches und nichts Vergängliches an sich hat und dass wir in keiner Weise menschliches Denken und menschliches Fühlen und menschliches Urteilen auf ihn übertragen dürfen. Ferner offenbart Gott sich im Neuen Testament als das Licht (Joh 1, 5). Licht ist er, sofern er alle Finsternis vertreibt, sofern er Erleuchtung und Einsicht schenkt in die Geheimnisse der Schöpfung wie auch in die Geheimnisse der Offenbarung. Darüber hinaus bezeichnet das Neue Testament Gott als Leben (Joh 14, 6). Leben ist Fruchtbarkeit, sieghafte Kraft, die sich

durchsetzt, und Quelle der Freude, wie andererseits der Tod die Ursache aller Trauer ist. Als das Leben ist Gott die reichste und stärkste Macht, die höchste Aktivität, als das Leben vergöttlicht er sterbliche Menschenkinder und führt er die erlöste Menschheit einem ewigen und unvergänglichen Leben entgegen.

All diese Aussagen über Gott finden gewissermaßen ihre Kulmination, erreichen ihren Gipfel in der Aussage: Gott ist die Liebe. Das Wesen der Liebe ist es, fortgesetzt zu geben und zu schenken. Von daher ist sie der Inbegriff des Glücks, der Glückseligkeit.

Den höchsten Gottesbegriff zu verkünden, das blieb dem Apostel Johannes vorbehalten. Er verkündigt diesen nicht schon in seinem Evangelium, sondern hier an dieser Stelle, in seinem Brief an die kleinasiatischen Gemeinden. Diesen Gottesbegriff hatte Christus noch nicht mit klaren Worten verkündet. In seinen Erdentagen konnten die Menschen diesen wunderbaren Gedanken noch nicht fassen. Zuvor mussten sie die persönliche Offenbarung der Gottesliebe im Wirken des menschgewordenen Gottessohnes in der Welt und in seinem Erlösungswerk erkannt haben. Und sie mussten sich den Gedanken ganz zu eigen gemacht haben, dass Gott der Vater aller ist. In diese Wahrheiten mussten sie durch den Heiligen Geist eingeführt werden. Erst nachdem das geschehen war, waren sie aufgeschlossen für die Tiefe jenes vollkommenen neuen Gottesbegriffs, den Johannes an dieser Stelle verkündet.

Dieser Gottesbegriff, in dem Gott mit der Liebe gleichgesetzt wird, ist so etwas wie ein intellektuelles Wunder. Er sprengt die Kategorien des menschlichen Geistes und seiner Möglichkeiten. Durch eigenes Nachdenken hätte der Mensch auf diese Idee nicht kommen können. Der griechische Philosoph Platon (+ 347 v. Chr.) hatte immerhin erkannt, dass Gott die Idee des Guten in höchster Weise verwirklicht. Aber in Gott die Personifikation der Liebe zu sehen, davon war er noch weit entfernt. Was die Bestimmung Gottes als die Liebe angeht, behauptete er, Gott könne gar nicht lieben, weil in jeder Liebe ein Begehren nach etwas liege, was man nicht habe, Gott habe aber alles und könne deshalb nicht begehren, darum könne er auch nicht lieben.

Auch aus der Betrachtung der Natur kann der Mensch nicht auf den Gedanken kommen, dass Gott die Liebe ist. Denn in der Natur sehen wir überall den Kampf ums Dasein, und in der Menschenwelt gibt es so viel Unrecht und Gewalttat, so viel Neid und Missgunst, so viel Härte und Grausamkeit, dass viele sogar an der Gerechtigkeit Gottes irre geworden sind und wer-

den, geschweige denn, dass sie in ihm die personifizierte Liebe gesucht hätten. Denken wir nur einmal daran, wie viele Millionen Menschen auf Erden in brutalster Weise geschändet, unterdrückt, zertreten und hingemordet worden sind und in der Gegenwart noch werden. Wie viel Unrecht und wie viel Gemeinheit und wie viel Unglückseligkeit gibt es in der Welt der Menschen, in den Ehen, in der Welt des Berufes und in der Vergnügungsindustrie. Wenn wir unvoreingenommen unser Leben und diese Welt betrachten, kann es uns nicht entgehen, dass es sich hier weithin um ein Jammertal handelt und dass die Dunkelheit größer ist als das Licht, das heißt, wenn wir die Welt und das Leben mit natürlichen Augen betrachten und dabei absehen von der übernatürlichen Offenbarung. Die Offenbarung ermöglicht uns dann allerdings eine neue Sicht, eine ganz neue Sicht von der uns umgebenden Wirklichkeit und unseres persönlichen Alltags, sofern sie uns das alles sehen lehrt im Blick auf die Großtaten Gottes an der Welt und am Menschen sowie im Blick auf die Ewigkeit. Von daher fällt schon unendlich viel Tröstliches in unser Leben. Das gilt aber in ganz besonderer Weise von dem höchsten Gottesbegriff, von der Identifikation Gottes mit der Liebe, wie sie Johannes kurz und bündig formuliert.

Diese Stelle ist sicherlich ein Höhepunkt in den 72 Büchern des Alten und des Neuen Testaments, wenn nicht gar der Höhepunkt schlechthin. In dem Gottesbegriff, wie er hier formuliert wird, finden alle Aussagen, die die Offenbarung über Gott macht, ihre höchste Aufgipfelung.

Müssen wir leiden, so sagt uns dieser Gottesbegriff, dass das Leid, das uns trifft, nicht sinnlos ist, dass sich in ihm nicht ein blindes Schicksal verbirgt oder ein böser Zufall oder ein unglückliches Verhängnis, dass es vielmehr von Gott kommt, der nichts Anderes ist als Liebe. Darum muss es immer etwas Gutes in sich schließen, ja, es muss das Beste sein für uns, wenn wir es in dankbarer Liebe annehmen, auch wenn wir es nicht verstehen.

Dieser höchste Gottesbegriff lässt uns auch ahnen, dass der unbegreifliche, der unendliche Gott keine einsam thronende Majestät ist, dass er als die verkörperte Liebe ein unendlich reiches und glückliches Innenleben besitzen muss, dass er als der eine Gott in drei Personen existiert.

Auch lässt uns dieser Gottesbegriff ahnen, weshalb Gott die Schöpfung ins Dasein gerufen hat: Die Liebe, die sein Wesen ist, drängt ihn dazu, anderen Dasein und Leben zu schenken.

Der große Theologe Thomas von Aquin (+ 1274) hat darauf hingewiesen, dass es zum Wesen der Liebe gehört, dass sie sich selber verströmt. Auf jeden Fall wissen wir angesichts der Erkenntnis, dass Gott die Liebe ist, dass jedes, auch das letzte und unscheinbarste Wesen nur aus Liebe erschaffen ist, was erst recht vom Menschen gilt, von jedem menschlichen Individuum, das über diese Erde geht. Wenn Gott wesenhaft die Liebe ist, dann ist jeder Mensch ein Geschöpf der ewigen Liebe.

Im Lichte dieses Gottesbegriffs müssen wir auch die Menschwerdung Gottes in einem anderen Licht sehen. Dass Gott sich mit unserer Menschennatur verbindet, um die Menschen in der Erlösung zu vergöttlichen, das erhält im Lichte dieser Wirklichkeit eine gewisse Plausibilität, das verliert im Licht dieser Wirklichkeit ein wenig von seiner Rätselhaftigkeit für den, der tiefer nachdenkt über das Mysterium der Menschwerdung Gottes. Gott verbindet sich in der Menschwerdung aufs Innigste mit der ganzen Schöpfung. Und die Menschwerdung Gottes erfolgt um der Erlösung willen. Der Gottmensch nimmt die Schuld der Menschheit auf sich und stellt das wieder her, was der Neid des Teufels und die Sünden der Menschen zerstört hatten. So konnte nur ein Gott handeln, so möchte man meinen, der nichts Anderes ist als die Liebe.

Wir können diesen Gedanken noch ein wenig weiterführen, wenn wir uns daran erinnern, dass das Geschenk der Erlösung uns zugewendet wird im Sakrament der Taufe, in dem wir durch die Teilnahme am göttlichen Leben in spezifischer Weise mit Gott verähnlicht werden. Dieses Geschehen setzt sich in einer anderen Perspektive fort im Geheimnis der Eucharistie. In der letzten Vollendung dieser Vergöttlichung verbindet sich die Liebe so innig mit uns, dass Gott selbst in uns das Licht wird, in dem wir ihn, das ewige Licht, zu schauen und zu lieben vermögen. Alle Mysterien der Offenbarung und des Glaubens lichten sich gewissermaßen im Lichte dieses Gottesbegriffs.

Ihn hat Johannes nicht selber geprägt, er hat ihn vielmehr durch Offenbarung von Gott empfangen und er hat ihn liebend und betend in seinem langen Leben durchdacht und so immer tiefer erfasst. Dieser Gottesbegriff, dieses Gottesbild, hat dann sein ganzes Denken beherrscht und sein natürliches wie auch sein übernatürliches Wissen von Grund auf geprägt. Vor allem hat diese Gotteswirklichkeit ihn gelehrt, dass aus ihr die Bruderliebe hervorgehen muss, dass sie in ihr ihr tiefstes Fundament hat, dass die Bruderliebe andererseits aber auch wiederum den Weg zur Gottesliebe ebnet und ebenen muss.



Johannes fährt fort in seinem Brief mit den Worten: *„Darin hat die Liebe Gottes an uns sich offenbart, dass Gott seinen eingeborenen Sohn in die Welt gesandt hat, damit wir durch ihn das Leben haben“* (4, 9).

Dass Gott die Liebe ist, das zeigt sich am deutlichsten in der Menschwerdung der zweiten göttlichen Person. Andererseits aber ist es der menschengewordene Gottessohn, der dem Apostel dieses Geheimnis mitgeteilt hat. Im Geheimnis der Erlösung wurden wir befähigt, die rechte Antwort auf die Liebe Gottes zu geben, sofern wir durch sie zur Teilnahme an der göttlichen Natur erhoben wurden.

Wir müssen uns fragen, ob wir das übernatürliche Leben, das Gott uns in seiner Liebe durch die Erlösung erworben und im Sakrament der Taufe vermittelt hat, genügend schätzen und ob wir das übernatürliche Leben gewissenhaft pflegen und erhalten.

Im Blick auf unsere Taufe und unsere Firmung sowie im Blick auf das Kreuz Christi sollten wir des Öfteren betend nachdenken über den, dessen Wesen die Liebe ist. Dann erscheinen die Freuden und Leiden sowie die Pflichten und Aufgaben des Alltags in einem neuen Licht, und wir werden dann mit größerer Dankbarkeit vor Gott leben.

Der Apostel fährt fort mit den Worten: *„Darin zeigt sich die Liebe: Nicht wir haben Gott geliebt, sondern er hat uns geliebt und seinen Sohn gesandt als Sühnopfer für unsere Sünden“* (4, 10).

Aus der klaren und unzweideutigen Offenbarung der göttlichen Liebe folgt ihre verpflichtende Kraft. Zwei Besonderheiten der göttlichen Liebe hebt Johannes hier hervor: 1. Gott hat uns geliebt, ehe wir da waren, ehe wir überhaupt seine Liebe erwidern konnten, und er hat uns 2. trotz unserer Sünden geliebt und seinen Sohn als Sühnopfer für unsere Sünden gesandt. Der erste Gedanke: Gott hat uns geliebt, ehe wir da waren, ehe wir überhaupt seine Liebe erwidern konnten. Von Ewigkeit her hat er uns geliebt, einen jeden Einzelnen von uns, so, als ob es nur ihn gäbe. Was das bedeutet, realisiert man nur schwerlich, wenn man jung ist. Ist man aber älter geworden oder schaut man auf ein langes Leben zurück, begreift man diese Wirklichkeit tiefer, vor allem dann, wenn man aufmerksam und gewissenhaft lebt und gelebt hat. Man erkennt dann die Führung Gottes, die providentia divina, die man auf den vielen Wegen des Lebens erhalten hat. Und der zweite Gedanke: Gott hat uns in seiner Liebe trotz unserer Sün-

den geliebt und seinen Sohn als Sühnopfer für unsere Sünden gesandt. Gott hat uns nicht nur zuerst geliebt, er hat uns darüber hinaus erlöst im Tod seines Sohnes. Das Kostbarste gab er hin, um uns für seine Liebe empfänglich zu machen. Was Adam und Eva zerstört hatten, das stellte Gottes unendliche Liebe wieder her. An der ersten Menschheitssünde waren wir persönlich nicht beteiligt. Aber sie ging auf uns über zusammen mit der Gesinnung der sündigen Stammeltern, und so oft wir Schuld auf uns luden, wurde sie gleichsam aktualisiert. Aber Gott hat uns nicht nur die Ursünde vergeben, sondern auch unsere persönliche Sünden, und er vergibt sie uns immer wieder von Neuem, wenn wir reumütig zu ihm zurückkehren.

Gott hat uns zuerst geliebt, ehe wir da waren, ehe wir seine Liebe überhaupt erwidern konnten, und er hat uns in seiner Liebe seinen Sohn als Sühnopfer für unsere Sünden gesandt, deren Früchte uns in der Taufe und im Sakrament der Buße zugewendet werden, vor allem in diesen zwei Sakramenten.

In unserem Brief heißt es dann weiter: „*Geliebte, wenn Gott uns so sehr geliebt hat, müssen auch wir einander lieben*“ (4, 11).

Johannes hat seinen Christen soeben gezeigt, wie sehr sie von Gott geliebt sind, deshalb nennt er sie nun in der Anrede noch einmal „von Gott Geliebte“, und er erinnert sie daran, dass die Liebe Gottes, die sie erfahren haben, sich auswirken muss in der Antwort der Liebe. Es ist eine elementare moralische Verpflichtung, dass wir, wo immer uns Liebe geschenkt wird, diese mit der Gegenliebe beantworten. Das gilt nicht nur im natürlichen Bereich, das gilt auch in unserem Verhältnis zu Gott. Diese elementare moralische Forderung wird nun aber in unserem Brief ausgeweitet, wenn in die Liebesantwort des Menschen Gott gegenüber die Bruderliebe einbezogen wird. Damit wird die Gottesliebe zum stärksten Beweggrund zur Bruderliebe.

Es kann sicherlich schwer werden, den Mitmenschen, speziell auch den Nächsten, immer und beharrlich zu lieben, denn oftmals wird unsere Liebe mit Undank und mit Enttäuschungen belohnt. Umso stärker muss da das Motiv unserer Liebe sein. Wenn die Nächstenliebe zum Prüfstein unserer Gottesliebe wird, so ist ein stärkeres Motiv für sie nicht denkbar. Wenn es uns also schwer wird, den Nächsten zu lieben, sollten wir uns die Liebe Gottes vor Augen halten, die Liebe, die sein Wesen ist und in der er uns mit göttlicher Liebe liebt. Es empfiehlt sich, dass wir dabei das Geheimnis des Kreuzes oder auch das Geheimnis der Eucharistie an-

schauen. Dann wird es uns existentiell bewusst, dass wir den Nächsten nicht um seiner selbst willen lieben, sondern um Gottes willen. Dann werden aber auch die Widerstände, die sich der Nächstenliebe entgegenstellen, relativiert. Wir ärgern uns dann nicht mehr so sehr über den Undank, den wir ernten oder geerntet haben, und über die Unwürdigkeit, auf die wir stoßen oder gestoßen sind. Es ist nicht die Liebenswürdigkeit des Mitmenschen, um deretwillen wir ihm Liebe schenken, sondern die Liebenswürdigkeit Gottes. Um Gott geht es hier. Wir müssen die natürliche Liebe wohl unterscheiden von der übernatürlichen.

Wenn es uns schwer fällt, den Nächsten zu lieben, sollten wir auch daran denken, dass auch wir die Liebe, die uns geschenkt worden ist, nicht immer in rechter Weise beantwortet haben, nicht einmal im natürlichen Bereich. Wir müssen bekennen, dass wir allzu oft weder die Bruderliebe, die uns geschenkt worden ist, recht beantwortet haben noch die Gottesliebe.

Der Apostel fährt fort im Ductus seines Briefes: *„Niemand hat Gott je gesehen; doch wenn wir einander lieben, bleibt Gott in uns, und die Liebe zu ihm ist in uns vollkommen“* (4, 12).

Hier ist von den Wirkungen der Gottesliebe die Rede. Wenn wir Gott lieben, dann sind wir mit ihm verbunden, auch wenn wir ihn nicht sehen, dann bleibt Gott in uns, weil ja die Liebe zu Gott die Bedingung ist für die Bewahrung der heiligmachenden Gnade, die wir verlieren können. Die heiligmachende Gnade oder das göttliche Leben meint ja die Einwohnung Gottes in uns, die Wiederherstellung der Urstandsgerechtigkeit, die die Frucht des Erlösertodes Jesu ist, welche uns zum ersten Mal in der Taufe vermittelt wurde.

„Niemand hat Gott je gesehen“, daraus entsteht das entscheidende Problem im Hinblick auf unsere Gottesliebe. Wir können Gott unsere Gegenliebe nicht in einer äußerlich sichtbaren Lebensgemeinschaft zeigen, wir können das nur, indem wir seinen heiligen Willen erfüllen, indem wir seine Gebote halten. Dann sind wir aber gleich wieder bei dem Hauptgebot der Gottes- und Nächstenliebe.

Es wäre leichter für uns und angenehmer, wenn wir Gott sehen und ihm unsere Liebe unmittelbar erweisen könnten. Wäre das der Fall, sähen wir Gott, dann wäre unsere Gottesliebe keine Pflicht und kein Opfer mehr, dann wäre es überströmendes Glück und reine Seligkeit, wie das der Fall sein wird, wenn wir den Pilgerstand überwunden haben und in den Endzustand eingegangen sind, vorausgesetzt, dass wir die Prüfung des Lebens bestanden haben.

Dass wir Gott nicht sehen können und die übernatürlichen Realitäten, die er zu unserem Heil gewirkt hat, das ist auch der Grund dafür, dass es uns in der Regel schwer fällt zu beten, dass wir uns im Allgemeinen dazu aufrufen müssen. Wenn wir es aber getan haben, dann schenkt Gott uns in der Regel den inneren Frieden und das Glück, das verhaltene Glück so müssen wir sagen, das verhaltene Glück seiner Nähe.

Was unsere Liebe zu Gott angeht, dabei ist zu bedenken, dass Worte noch keine Liebe sind, selbst wir sie bewusst und andächtig aussprechen. Ohne tatkräftige Nächstenliebe gibt es keine wahre Liebe zu Gott und somit auch keine wirkliche Gemeinschaft mit ihm.

Der Apostel führt seine Gedanken weiter mit den Worten: *„Dass wir aber in ihm bleiben und er in uns bleibt, erkennen wir daran, dass er uns von seinem Geist mitgeteilt hat“* (4, 13).

Dass die Nächstenliebe als Grundhaltung, die immer wieder konkrete Gestalt findet, uns aufs Innigste mit Gott verbindet, das ist nicht eine fromme Meinung, das ist nicht nur eine persönliche Annahme, Gott selbst bestätigt uns das durch seinen Geist. Das gilt allgemein, das gilt aber auch konkret.

Einerseits wird uns der Geist Gottes immer neu geschenkt durch unsere tatkräftige Liebe, andererseits schenkt uns der Geist Gottes diese Liebe immer neu. Der Geist ist das innerste Wesen Gottes. Als solcher ist er die Ursache und das Ziel unserer Liebe, ja, als das innerste Wesen Gottes ist er identisch mit der Liebe, von der der Apostel sagt, dass sie das Wesen Gottes sei.

Gott ist dreifaltig, und zwar deshalb, weil der Vater sich im Sohn erkennt und weil Vater und Sohn sich im Heiligen Geist lieben. Dieser Prozess entfaltet sich von Ewigkeit her, das heißt: Er hat keinen Anfang und kein Ende. Gott steht außerhalb der Zeit, für ihn gibt es keine Vergangenheit und keine Zukunft. Für ihn gibt es nur die Gegenwart.

Der Glaube an die Menschwerdung Gottes in Jesus von Nazareth ist die Vorbedingung für die Gottesliebe wie auch für die Nächstenliebe, wie Johannes sie versteht.

*„Wir haben gesehen und bezeugen“*, so fährt Johannes fort, *„dass der Vater den Sohn als Heiland der Welt gesandt hat“* (4, 14).

In der Menschwerdung Gottes hat die Liebe des dreifaltigen Gottes zu uns Gestalt angenommen. Christus hat nicht nur von dieser Liebe gesprochen, sondern er hat sie auch dramatisch demonstriert in seinem Erlöserleiden und in seinem Tod am Kreuz. Taten sind stets eindrucksvoller als Worte.

Die Liebe Gottes, wie sie in der Menschwerdung des menschgewordenen Gottessohnes und in seinem Erlösertod zum Ausdruck kommt, sie ist der eigentliche Inhalt des Zeugnisses der Apostel und ihrer Sendung. Aber auch wir müssen Zeugen der Liebe Gottes sein, wie sie uns im Geheimnis der Inkarnation und des Kreuzes ein für allemal geschenkt worden ist. Das ist auch die entscheidende Aufgabe der Christen in der Welt. Was die Apostel in amtlicher Bevollmächtigung taten, das zu tun, dazu sind wir alle berufen durch die Taufe und die Firmung, wenn auch in einem abgeschwächten Sinne,

Hier ist dann auch zu erinnern an die bleibende kultische Gegenwärtigsetzung des Kreuzesgeschehens und der Auferstehung des Gekreuzigten im Opfer der heiligen Messe, die seit den Urtagen des Christentums einerseits der Höhepunkt eines jeden Tages und andererseits das entscheidende tägliche Tun des Priesters darstellt.

Es entspricht völlig der inneren Logik des Geschehens der heiligen Messe, dass die Mitfeier dieses Mysteriums als das Ideal eines jeden angesehen werden muss, der getauft und gefirmt ist.

Unser Brief fährt fort: *„Wer bekennet, dass Jesus der Sohn Gottes ist, in dem bleibt Gott und er bleibt in Gott“* (4, 15).

Jesus von Nazareth ist der natürliche Sohn Gottes. Das ist nicht eine Meinung oder eine Behauptung, sondern eine Glaubensüberzeugung, die auf einem festen Fundament aufruht. Jesus von Nazareth begegnet uns in den Zeugnissen der Evangelien und im Glauben der Urkirche als ein Mensch, der das Menschliche in übermenschlicher Weise gelebt hat, der in seiner Gottunmittelbarkeit, in seiner Weltentrücktheit, in seinem unvergleichlichen Selbstbewusstsein, das mit einer ebenso unvergleichlichen Demut gepaart war, in seiner Souveränität, in seinem totalen Anspruch, in der Vollmacht, mit der er redete und wirkte, in seiner einzigartigen intellektuellen Höhe, in seiner ethischen Lauterkeit und nicht zuletzt in seinem Wunderwirken alle Grenzen des Menschseins gesprengt hat. Der Hauptmann unter dem Kreuz, der ihn in seinem

Leiden und Sterben beobachtet hatte, der aber auch sonst wohl Einiges über sein Leben und Wirken erfahren hatte, bekennt, überwältigt von dem Geschehen: „Wahrhaftig, dieser war Gottes Sohn“ (Lk 23, 47). Andere hatten ähnliche Erfahrungen gemacht, wenn sie erklärt hatten: „Er lehrte wie einer, der Vollmacht hat, nicht wie die Pharisäer und Schriftgelehrten“ (Mt 7, 29; Mk 1, 22).

Wer die Gottessohnschaft Jesu gläubig realisiert in seinem Leben, wer sie bezeugt und sich von ihr bestimmen lässt in all seinem Tun und Lassen, in dem bleibt Gott und er bleibt in Gott.

Es geht hier um die konsequente Jüngerschaft in der Gemeinschaft mit Christus, nicht um hohle Bekenntnisse, die stets entweder oberflächlich sind oder berechnend.

Das Bleiben Gottes in uns und unser Bleiben in Gott erfolgt dann in der Gestalt der heiligmachenden Gnade, in der Gestalt des göttlichen Lebens, wodurch wir nicht nur adoptiert werden von Gott, sondern seinshaft geadelt werden durch die Teilnahme an seinem göttlichen Leben, wie es der 2. Petrus-Brief gleich im ersten Kapitel programmatisch verkündet (2 Petr 1, 4). Dasselbe meint Paulus, wenn er die Christusgläubigen in seinen Briefen immer wieder als Heilige anspricht. Wir sind Heilige, aber wir tragen das Heilige in irdenen Gefäßen, die zerbrechen können, wir können das Heilige wieder verlieren. Das geschieht in der schweren Sünde. Wir können das Heilige aber auch vertiefen und festigen, und zwar durch ein Leben im Gebet und in der treuen Erfüllung des Willens Gottes. Das ist dann zum einen die Konsequenz des Glaubens an die Gottessohnschaft Jesu, zum anderen des Bekenntnisses, dass Gott die Liebe ist.

Die heiligmachende Gnade macht uns der göttlichen Natur teilhaftig und sie macht uns zu Tempeln des dreieinigen Gottes. Von solchen Zusammenhängen ist heute kaum noch die Rede in der Verkündigung der Kirche. Das übernatürliche Gnadenleben weicht da einer Naturalisierung des Christentums. Da ist dann nicht mehr die Rede von der Menschwerdung Gottes und von dem Opfertod des menschengewordenen Gottes, von den Sakramenten der Kirche, wenig nur noch vom Gebet und von der Anbetung, vom Geheimnis der Kirche, vom Gericht, von der Wiederkunft Christi und von der Auferstehung der Toten am Jüngsten Tag. Stattdessen wird dann das Christentum verkürzt auf die Mitmenschlichkeit, von der man dann bestenfalls sagt, in ihr begegne uns Gott. Ein Pastoralassistent erklärte kürzlich in einer Zeitung, er

sehe es als seine entscheidende Aufgabe an, den Menschen Spuren Gottes in der Welt zu zeigen<sup>9</sup>. Das Ganze ist eine verhängnisvolle Verfälschung des Christentums.

Johannes fährt fort in unserem Brief: *„Wir haben erkannt und an die Liebe geglaubt, welche Gott zu uns hat. Gott ist die Liebe. Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm“* (4, 16).

Die Annahme des Glaubens verpflichtet zu tieferem Eindringen in die göttliche Wahrheit. Diese aber ist in ihrem Wesen die Bestimmung Gottes als die Liebe. Das ist selbstverständlich eine Frage des Glaubens, der jedoch immer eines glaubwürdigen Zeugnisses bedarf. Dieses finden wir zunächst in den Reden und in dem Wirken Jesu. Tiefer eindringen können wir dann in das Wesen Gottes durch das Gebet und durch die treue Erfüllung seines heiligen Willens.

Tiefer dringen wir ein in das Wesen Gottes in der so genannten Mystik. Das bezeugen uns die großen Mystiker der Kirche. Im Mittelalter waren das Heilige wie Franz von Assisi, Bonaventura, Thomas von Aquin, Meister Eckart, Hildegard von Bingen, die prophetissa teutonica, die deutsche Prophetin, wie man sie genannt hat, Juliane von Lüttich, Gertrud von Helfta, Teresa von Avila, Margaretha Maria Alacoque und eine große Zahl weiterer eindrucksvoller Gestalten der Kirchengeschichte. Sie alle bezeugen uns das Wachsen in der Erkenntnis Gottes durch das mystische Gebet. Man hat die Mystik als experimentelle Gotteserfahrung bezeichnet. Das ist nicht falsch. Man muss sich dabei aber vor Augen halten, dass eine unmittelbare Begegnung des Menschen mit Gott nicht möglich ist in dieser Welt, weil Gott der ganz Andere ist. Solange wir im Pilgerstand leben, können wir Gott nur mittelbar begegnen, über die Brücke des Glaubens. Im Endzustand, da begegnen wir Gott auf jeden Fall unmittelbar, dann, wenn die Seele sich vom Leib getrennt hat.

Das mystische Gebet ist eine besondere Gnade, dennoch ist jeder dazu berufen. Von uns aus setzt es Ausdauer im Gebet voraus und das stete Bemühen um die Qualität des Gebetes, das vor allem in dem Bemühen um die Konzentration besteht. Eine bedeutende Hilfe ist dabei die Beschäftigung mit den Mystikern, die vielfach über das mystische Gebet und ihre mystischen Erfahrungen geschrieben haben.

---

<sup>9</sup> Vgl. Gerhard M. Kirk, „Wir sind kein Priesterersatz“, in: Badische Zeitung vom 2. Juli 2007

Die Mystik hat heute Hochkonjunktur. Sie ist attraktiv für viele. Allein, es ist weithin die unechte Mystik, der man sich hier zuwendet, der Mystizismus. Wie sollte es auch anders sein in unserer entchristlichten Welt? Immerhin ist das Interesse an der Mystik groß.

Vor Jahren hatte ich eine Vorlesung gehalten über die Mystik. Später habe ich diese Vorlesung, wie ich das bei allen Vorlesungen mache, in das Internet gestellt. Und noch heute stelle ich mit Verwunderung fest, wie viele täglich darin lesen. Dazu muss man wissen, dass die Zugriffe auf eine Internetseite nicht nur gezählt werden, sondern auch spezifiziert werden können.

Den Gedanken, dass Gott die Liebe ist, greift die Liturgie des Gründonnerstag auf in dem uralten Gesang „Wo die Liebe und die Güte ist, da ist Gott“ - „ubi caritas et amor, Deus ibi est“. Das leuchtet ein: Wenn die Liebe mit Gott identisch ist, dann ist Gott da, wo immer die Liebe geübt wird. Dabei müssen wir freilich bedenken, dass es keinen Begriff gibt und keine Wirklichkeit - hinter dem Begriff steht ja immer eine Wirklichkeit -, dabei müssen wir bedenken, dass es keinen Begriff gibt, der so sehr verzerrt und verfälscht wird, wie gerade der Begriff der Liebe. Liebe meint Erkennen und Bejahen. Wir lieben die Welt, wenn wir sie erkennen als das, was sie ist und so wie sie ist, wenn wir erkennen, dass Gott sie in seiner Weisheit geschaffen hat. Wenn wir einen Menschen lieben, erkennen wir ihn und erkennen wir ihn an. Wir erkennen ihn so, wie Gott ihn geschaffen hat, als ein Bild und Gleichnis Gottes und bejahen ihn von daher. Der französische Philosoph Gabriel Marcel (+ 1973) - im Jahre 1929 konvertierte er zum Katholizismus - erklärt: „Wer einen Menschen liebt, der sagt ihm: Es ist gut, dass du da bist, du darfst nicht sterben“<sup>10</sup>.

Der Hass negiert, er verneint die Wirklichkeit. Stets ist er mit ihm der Tod verschwistert, so wie die Liebe stets in der Nachbarschaft des Lebens beheimatet ist. Die Liebe geht aus der Wahrheit und der Wahrhaftigkeit hervor, und sie führt zu ihr hin, wie umgekehrt der Hass aus der Lüge und der Unwahrhaftigkeit hervorgeht und zur Lüge und zur Unwahrhaftigkeit führt.

Es ist aufschlussreich, dass Jesus sich die Wahrheit nennt, nicht aber die Liebe, und dass das vordringliche Thema Jesu in seinen Auseinandersetzungen mit den Pharisäern und Schriftgelehrten nicht die Liebe gewesen ist, sondern die Wahrheit und die Wahrhaftigkeit. Dabei macht er es ihnen klar und mit ihnen macht er es uns klar, dass die geheuchelte Liebe eine

---

<sup>10</sup> Vgl. Josef Pieper, Über die Liebe, München 1972, 45.



Selbsttäuschung ist, dass die Wahrhaftigkeit so etwas ist wie in der Mathematik das Plus vor der Klammer, in der es um die Liebe geht. Wird dieses Plus der Wahrhaftigkeit und der Wahrheit in das Minus der Lüge und der Unwahrhaftigkeit verwandelt, dann wird alles, was in der Klammer steht, in sein Gegenteil verkehrt.

Das Zeugnis der Liebe ist heute sehr verdunkelt in der Kirche, nicht anders als das Zeugnis der Wahrheit des Glaubens, an dessen Stelle die Beliebigkeit und die subjektive Auswahl getreten ist. Es herrscht unendlich viel Streit in den Pfarrgemeinden, nicht zuletzt auch bedingt durch die oberflächliche Wichtigtuerei derer, die sich in ihnen engagieren. Im Grunde fällt alles auseinander. Vergeblich sucht man auch das Zeugnis der Liebe vor allem bei den Priestern, die sich in mannigfacher Weise instrumentalisieren lassen von den Feinden Gottes und von falschen Propheten. Sie halten nicht mehr zusammen, sie rivalisieren miteinander und bekämpfen sich. Nostalgisch erinnern sich jene Priester, die darunter leiden, an den Chorgeist, wie er vor Jahrzehnten Klerus herrschte. Schon durch die verbreitete zivile Kleidung, in der die Priester dezidiert die Disziplin der Kirche missachten, distanzieren sie sich voneinander. Darüber hinaus hat man den Eindruck, dass sie auch den Menschen, die ihnen anvertraut sind in den Gemeinden, vielfach interesselos gegenüberstehen, dass sie nur insoweit an ihnen interessiert sind, als sie ein Forum darstellen, in dem sie sich selber profilieren können. Dabei dominieren oft kalte Berechnung und das Bedachtsein auf den persönlichen Vorteil. Das gilt nicht nur in unseren Breiten, das ist ein weltweites Phänomen, das letztlich im Schwund des Glaubens, im Glaubensverlust gründet. Echte Güte, ungeheucheltes Mitfühlen und wahre Brüderlichkeit, wie sie etwa das Wesen und die seelsorgliche Arbeit des Pfarrers von Ars bestimmt haben, haben Seltenheitswert bekommen.

Wenn das Hauptgebot der Gottes- und Nächstenliebe uns täglich begleitet, können wir zuversichtlich dem Tag des Gerichtes entgegengehen. Im unserem Brief heißt es:

*„Darin vollendet sich diese Liebe bei uns, dass wir voller Zuversicht sind für den Tag des Gerichtes; denn so, wie er ist, sind auch wir in dieser Welt“ (4, 17).*

Ein doppeltes Gericht erwartet einen jeden von uns, das persönliche Gericht und das allgemeine Gericht oder das Weltgericht. Im persönlichen Gericht, das sogleich nach der Beendigung unseres Pilgerstandes erfolgt, fallen die Würfel im Hinblick auf unser ewiges Schicksal. Im Weltgericht wird dieses Urteil gewissermaßen noch einmal ratifiziert, wird es vor aller

Welt manifest. Vorausgeht diesem Gericht die Wiederkunft Christi in Herrlichkeit. In Weltgericht feiert Christus mit der erlösten Menschheit den endgültigen Sieg des Guten über das Böse.

Wir brauchen das Gericht Gottes nicht zu fürchten, weder das persönliche noch das allgemeine Gericht, wenn wir uns bemühen, das göttliche Leben in uns zu entfalten. Gott ist gerecht. Und einem jeden vergilt er nach seinen Werken. So kündigt Christus es selber an im Matthäusevangelium (Mt 16, 27). Wiederholt wird dieser Gedanke im Neuen Testament aufgegriffen: Röm 2, 6; Apk 2, 23; 22, 12.

Drei Möglichkeiten warten auf uns, der Himmel, das meint die Anschauung Gottes, das Purgatorium, damit ist der Ort der Läuterung gemeint, und die Hölle, das meint die ewige Verdammnis. Der heilige Johannes vom Kreuz (+ 1591) schreibt in seinem Traktat „Worte von Licht und Liebe“<sup>11</sup>: „Am Abend unseres Lebens werden wir nach unserer Liebe gerichtet“.

Wenn wir in der Gnade und Freundschaft Gottes sterben und völlig geläutert sind, leben wir für immer mit Christus und in der Gemeinschaft mit dem dreifaltigen Gott. Es wird uns die Anschauung Gottes geschenkt, so drücken wir das gewöhnlich aus, wir werden ihn sehen, wie er ist (1 Joh 3, 2). Das ist die Vollendung des göttlichen Lebens, dessen, was uns Christus erworben und im Sakrament der Taufe geschenkt hat.

Das Mysterium der seligen Gemeinschaft mit Gott umfasst auch die Gemeinschaft mit all jenen, die in Gott vollendet sind. Was das bedeutet, übersteigt jedes Verständnis und jede Vorstellung eines Menschen. Die Heilige Schrift spricht davon in Bildern wie Leben, Licht, Frieden, festliches Hochzeitsmahl, Haus des Vaters, himmlisches Jerusalem und Paradies: Der Apostel Paulus drückt das im 1. Korinther-Brief so aus: „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was keinen Menschen in den Sinn gekommen ist: das Große, das Gott denen bereitet hat, die ihn lieben“ (1 Kor 2, 9). Die Theologie der Kirche spricht hier von der „visio beatifica Dei“, von der „beseligenden Schau Gottes“<sup>12</sup>.

Das Purgatorium ist nicht eine Hölle auf Zeit, wie manche meinen. Die Bestrafung der Verdammten ist völlig verschieden von der Läuterung der Geretteten. Das deutsche Wort für Purgatorium lautet Fegfeuer. Dieser Terminus ist nicht besonders glücklich, weil es leicht verges-

---

<sup>11</sup> Johannes vom Kreuz, Worte von Licht und Leben, Freiburg 1996, 64.

sen lässt, dass es sich hier nur um ein Bild handelt, um ein Bild für die Läuterung und die Reinigung, die sich als schmerzhafter Prozess darstellt. Gäbe es diese Läuterung nicht, wie die reformatorischen Christen und wie heute auch viele Katholiken behaupten, dann hätte es keinen Sinn, dass wir für die Verstorbenen beten oder dass wir für sie das Opfer der Heiligen Messe darbringen. Von der Läuterung nach dem Tode spricht indessen schon das Alte Testament ( 2 Makk 12, 45).

Wir können diese Läuterung zwar nicht mit Hilfe unserer natürlichen Vernunft erkennen, aber nach erfolgter Offenbarung lässt sie uns einsehen, wie sinnvoll und notwendig sie ist angesichts der Heiligkeit Gottes und angesichts der Schwäche des Menschen im Alltag seines Lebens<sup>13</sup>.

Wir können nicht für immer mit Gott vereint werden, wenn wir uns nicht freiwillig dazu entscheiden, ihn zu lieben. Die Vollendung setzt die Erprobung voraus. Wir können Gott nicht lieben, wenn wir uns gegen ihn, gegen unseren Nächsten und gegen uns selbst schwer versündigen. Wir haben in unserem Brief gelesen: *„Wer nicht liebt, bleibt im Tod. Jeder, der seinen Bruder hasst, ist ein Mörder und ihr wisst: kein Mörder hat ewiges Leben, das in ihm bleibt“* (1 Joh 3, 14 f). Unser ewiges Schicksal liegt in unserer Hand. Es gibt keine Prädestination, wie die Reformatoren das meinten. Gott bestimmt nicht die einen zum ewigen Leben, die anderen zum ewigen Tod. Das wäre auch ein merkwürdiger Gott, der so handeln würde, ein willkürlicher Gott. Es ist vielmehr so, dass Gott das Heil aller will und dass er einem jeden vergibt, wenn er seine Sünden ernstlich bereut. Es gibt keine Sünde, die nicht vergeben werden kann. Allerdings gibt es auch keine Vergebung ohne die Umkehr. Das Neue Testament spricht von der Metanoia. Diese ist ein Zentralbegriff in der Verkündigung Jesu. Gott ist gerecht und darüber hinaus barmherzig. Er will uns alle Sünden vergeben. Es gibt jedoch keine Vergebung durch Gott, ohne dass der Mensch umkehrt, ohne dass er seine Sünden bereut und verabscheut und sich vornimmt, in Zukunft anders zu handeln. Vergebung ohne Umkehr, das wäre ein innerer Widerspruch. Die Widersprüchlichkeit aber ist die Grenze der göttlichen Allmacht. Die Gnade der Vergebung setzt stets die Reue und die Neuorientierung des Lebens voraus. Dabei ist jedoch zu bedenken, dass die Metanoia ihre Grenze findet im Tod des Menschen, in der Beendigung des Pilgerstandes. Jesus sagt: *„Es kommt die Nacht, in der niemand mehr wirken kann“* (Joh 9, 4). Nach dem Tod gibt es keine Versöhnung mehr mit Gott. Heute wird das zuweilen behauptet. Das ist jedoch nichts anderes als eine Wunschvorstellung. Von

---

<sup>12</sup> Weltkatechismus, Nr. 1023 - 1029.

der Schrift und vom Glauben der Kirche her ist eine Versöhnung nach dem Tod nicht haltbar. Es zeigt sich hier wieder, dass man heute, in einer Zeit, die sich vehement auf die Schrift bezieht, ebenso vehement die Schrift verachtet, wenn es um die eigenen Wunschvorstellungen geht.

Nicht Gott führt die Verdammten in die Hölle, sondern sie selber tun es, und zwar durch ihr Verhalten im Leben.

Jesus spricht öfters von der „Gehenna“ und von dem „unauslöschlichen Feuer“, das für jene bestimmt ist, die bis zum Ende ihres Lebens sich weigern, zu glauben und sich zu bekehren. Er spricht von den Engeln, „die alle zusammenholen, die andere verführt und Gottes Gesetz übertreten haben“, die „in den Ofen geworfen werden, in dem das Feuer brennt“ (Mt 13, 41 f). Er erklärt, dass er selber das Verdammungsurteil sprechen wird mit den Worten: „Hinweg von mir ihr Verfluchten in das ewige Feuer“ (Mt 25, 41).

Die Ewigkeit ist ein wesentliches Element der Hölle. Sie dauert ewig, die Hölle. Die schlimmste Pein der Hölle besteht in der ewigen Trennung von Gott, der allein ihm jenes Leben und jenes Glück schenken kann, für das er ihn erschaffen hat und wonach er sich sehnt.

Was uns die Heilige Schrift und die Lehrer der Kirche über die Hölle sagen, ist eine ernste Mahnung an den Menschen, seine Freiheit nicht zu missbrauchen, sie vielmehr verantwortungsvoll zu gebrauchen. Sie gipfelt in der Aufforderung Jesu: „Geht durch das enge Tor! Denn das Tor ist weit, das ins Verderben führt, und der Weg dahin ist breit, viele gehen auf ihm. Aber das Tor, das zum Leben führt, ist eng, und der Weg dahin ist schmal, und nur wenige finden ihn“ (Mt 7, 13 f).

Wir sind fahrlässig, wenn wir die Bekehrung auf den letzten Tag oder auf die letzte Stunde verschieben. Wir kennen weder den Tag noch die Stunde. Und darum ergeht an uns die Mahnung Christi: „Wachet und betet!“<sup>14</sup>

Moderne Theologen haben immer wieder festgestellt, die Vorstellung eines richtenden Gottes und von einer ewigen Verdammnis sei ein Mythos. Sie gehöre nicht wesentlich zur Religion des Alten und des Neuen Testaments, und die entsprechenden Aussagen der Bibel bedürften

---

<sup>13</sup> Weltkatechismus, Nr. 1030 - 1032.

einer Erläuterung und einer Konzentration auf ihren eigentlichen Inhalt. Aus dem Kreuzestod wird dann das tragische Sterben eines Gerechten, aus der Erlösung die Vermittlung des christlichen Ethos, aus dem Gericht die Vollendung der Erlösung und aus der ewigen Verdammnis eine Metapher, die zum Guten anspornen soll.

Allein, so sprechen nicht nur viele Theologen, faktisch ist es vielmehr so, dass die Heilsbotschaft des Christentums heute vielfach - beinahe kann man sagen: im Allgemeinen - auch im Alltag so verkündet wird, dass das Gericht darin keinen Platz mehr hat.

Charakteristisch ist jener weltoffene und sich bewusst leger gebende Pfarrer, der an sein Ambo trat und erklärte: „Es gibt die Hölle, aber sie ist leer“. Kohärent wäre es, wenn der betreffende Pfarrer diese Bemerkung noch mit einem zynischen Grinsen verbunden hätte. Auf jeden Fall ist eine solche Perversion der Verkündigung der Kirche nicht ein Einzelfall.

Bezeichnend ist folgender Vorgang. Vor einiger Zeit erklärte mir ein evangelischer Theologe - er hatte ein abgebrochenes Studium - die Hölle sei nicht leer, sondern es gebe die Möglichkeit der Verdammnis. Als ich ihn daraufhin fragte, ob die Hölle denn ewig sei, antwortete er: Nein. Ich sagte ihm dann: Also verstehen Sie die Hölle nur als eine Art von Fegfeuer. Ja, antwortete er darauf. Ich sagte ihm dann, aber die Protestanten wollen es doch nicht wahrhaben, dass es ein Fegfeuer gibt. Er antwortete darauf: In dem Punkt unterscheide ich mich von anderen Protestanten. Er erklärte mir daraufhin, dass er auch für jene bete, von denen er annehme, dass sie zu den Verdammten gehörten. Da ist die Verwirrung perfekt.

Seit den Tagen der Apostel bekennt sich indessen die Christenheit in ihrem Credo zum richtenden Gott, näherhin zu Christus, der einst die Lebenden und die Toten richten wird. Das Ende der Geschichte ist somit bestimmt durch das Gericht, das Ende der individuellen Geschichte und der allgemeinen Geschichte. Am Ende der Zeit steht demnach nicht nur die Wiederkunft Christi, die Auferstehung der Toten und die Vollendung des Heiles, sondern auch das Gericht. Trotz seiner Gnadenbotschaft hält die Schrift daran fest, dass alle Menschen gerichtet werden, und zwar nach ihren Werken. Die Freiheit und die Verantwortung des Menschen werden auch durch die Gnade nicht aufgehoben. In dem Gericht Gottes geht es um Heil und Unheil des Menschen in seiner nachtodlichen Existenz, um Schuld und Sühne, um Lohn und Strafe. Es geht hier um die Wiederherstellung der Gerechtigkeit, die im menschlichen

---

<sup>14</sup> Weltkatechismus, Nr. 133 - 137.

Leben oft nicht zum Zuge kommt. Das Gute muss belohnt und das Böse muss bestraft werden. So sagt es uns die Vernunft, so sagt es uns aber auch das Gewissen. Und die Offenbarung bestätigt es uns. Sofern das nicht in dieser Welt geschieht, geschieht es in der jenseitigen, denn die Gerechtigkeit muss am Ende obsiegen.

Der Gerichtsgedanke hat freilich das Faktum zur Voraussetzung, dass der Mensch seinen Tod überlebt, ein wesentliches Moment aller Religionen ist, was heute jedoch von nicht wenigen Christen und auch von nicht wenigen katholischen Christen bestritten wird.

Das Überleben des Todes und das Gericht sind wesentliche Punkte, entscheidende Elemente in den Religionen, im Alten Testament und auch im Neuen Testament.

Im Buch Jesus Sirach heißt es: „Preise niemanden vor seinem Tod glücklich, denn den Menschen erkennt man erst an seinem Ende“ (Sir 11, 28; 1, 13 f). Im Buch des Predigers lesen wir: „Der Staub kehrt zur Erde zurück, von der er genommen ist, die Seele kehrt zu Gott zurück, der sie gab“ (Pred 12, 7).

Der Christ begegnet dem Gerichtsgedanken in der Haltung der Furcht und der Hoffnung. Das Gericht ist für ihn der „dies irae“, aber gleichzeitig weiß er, dass der Richter der Erlöser ist. Auf der einen Seite ist es, wie es im Hebräer-Brief heißt, „furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen“ (Hebr 10, 31), auf der anderen Seite ist Gott der Vater, der von Liebe und Barmherzigkeit bestimmt ist und im Geheimnis der Inkarnation die Menschen erlöst hat. Daher darf und muss die Hoffnung im Leben des gläubigen Christen einen gewissen Vorsprung haben vor der Furcht. Dass der Aspekt der Hoffnung im Leben des Christen dominiert, dass er dominieren darf und muss im Leben des Christen, ist dadurch legitimiert, dass unser Richter unser Bruder und unser Erlöser ist, dass der, der uns richtet, für uns nicht ein Fremder ist, dass er ein besonderes Interesse an uns bekundet hat, sofern er für uns gelitten und sein Leben für uns hingegeben hat.

Hoffnung und Furcht bestimmen von daher die christliche Existenz, müssen sie bestimmen, ohne dass einstweilen eine Synthese dieser beiden Aspekte gefunden werden kann. Faktisch wird einmal mehr der eine, dann wieder der andere Aspekt hervortreten, in den verschiedenen Epochen der Geschichte wie auch im Heilsweg des einzelnen Gläubigen. Das christliche Le-

ben vollzieht sich zwischen Verantwortung und Gnade, zwischen Schuldigwerden und göttlicher Vergebung.

Der Gerichtsgedanke ist eine Mahnung zum Selbstgericht und zur Buße gemäß 1 Kor 11, 31: „Wenn wir uns selbst richteten (auf Erden), würden wir nicht gerichtet werden (nach dem Tode)“. Darüber hinaus schenkt er uns innere Freiheit und Gelassenheit in der Auseinandersetzung mit feindseligen Menschen und mit quälenden Verhältnissen und verbietet alles zwischenmenschliche Verurteilen. Zudem ist der Gedanke an das Gericht unendlich tröstlich, bringt er doch zum Ausdruck, dass nicht das Unrecht das letzte Wort behält, auch nicht in der Weise, „dass es in einem allgemeinen Gnadenakt gleichgültig ausgelöscht“ würde<sup>15</sup>.

Liebe und Furcht sind nicht kontradiktorische Gegensätze, sondern konträre, komplementäre Gegensätze.

Johannes fährt fort in seinem Brief: *„Die Liebe hat keine Furcht. Die vollkommene Liebe schließt die Furcht aus; denn die Furcht denkt an die Strafe. Wer sich also fürchtet, ist in der Liebe noch nicht vollkommen“* (4, 18).

Liebe und Furcht sind nicht kontradiktorische Gegensätze, sondern konträre, komplementäre Gegensätze. Kardinal Newman, einer der bedeutendsten Theologen des 19. Jahrhunderts (+ 1890) schreibt: „Im Himmel wird die Liebe die Furcht verschlingen; aber in dieser Welt müssen Furcht und Liebe zusammengehen. Niemand kann Gott recht lieben, ohne ihn zu fürchten ... niemand liebt wirklich einen Anderen, der nicht eine gewisse Ehrfurcht vor ihm fühlt. Wenn Freunde diese Beherrschtheit ihrer Zuneigung überschreiten, können sie zwar fortfahren, eine Zeitlang Kameraden zu sein, aber sie haben das eigentliche Band zerrissen. Es ist die gegenseitige Achtung, welche die Freundschaft dauerhaft macht ... So ist es auch im Religiösen. Wir können nicht Christi Erbarmungen verstehen, solange wir nicht seine Macht, seine Herrlichkeit, seine unaussprechliche Heiligkeit und unsere Schuld verstehen; das heißt solange wir ihn nicht zuerst fürchten“<sup>16</sup>.

Es ist die knechtische Furcht, die nicht zu vereinbaren ist mit der Liebe, wohl aber ist es die Ehrfurcht, die kindliche Furcht, sie ist durchaus mit der Liebe zu vereinbaren. Die knechtische

---

<sup>15</sup> Joseph Schumacher, Der Gerichtsgedanke in der christlichen Verkündigung, in: Christliches ABC heute und morgen, Stichwort ‚Eschatologie‘, 81 - 96.

Furcht lässt sich nur durch die Strafe davon abhalten, das Böse zu tun, sie verabscheut das Böse nicht, liebt und bejaht es vielmehr innerlich. Die knechtische Furcht ist aus der Selbstsucht geboren und nicht aus Gott. Anders die kindliche Furcht, sie lässt zwar nicht die Strafe außer Acht, aber sie ist nicht das einzige Motiv für die Absage an das Böse und erst recht nicht das entscheidende, sie hat innerlich mit dem Bösen gebrochen. Sie gleicht der Ehrfurcht, sie scheut sich, Gottes Recht verletzen, weil es ihn liebt und weil sie das Gottwidrige hasst und weil sie sich nicht trennen möchte von Gott. Das alttestamentliche Buch der Sprichwörter spricht von der Furcht, die das Böse hasst (Spr 8, 13), und bezeichnet sie als den Anfang der Weisheit (Ps 110, 10; Spr 1, 7; 9, 10). Von ihr heißt es im Gebet der Israeliten in Babylon: „Du hast uns die Furcht vor dir ins Herz gegeben, damit wir deinen Namen anrufen und dich preisen in unserer Gefangenschaft; denn wir wenden uns ab vom Unrecht unserer Väter, die vor dir gesündigt haben“ (Bar 3, 7). Solche Furcht ist, so sagt es das Buch Jesus Sirach, „gottselige Erkenntnis, sie erfreut das Herz, gibt Frohsinn und Wonne“ (Sir 1, 17. 12).

Je mehr sich die Liebe entfaltet in unserem Verhältnis zu Gott, umso stärker tritt die Furcht zurück, dennoch gehört sie zum Pilgerstand, ist sie ein wesentliches Moment des Pilgerstandes, nicht anders als die Sünde. Gänzlich verschlungen von der Liebe wird sie erst im Endzustand, in der vollkommenen Gottesschau.

Weiter geht unser Brief mit den Worten: „*Lasst uns lieben, weil er uns zuerst geliebt hat*“ (4, 19).

Wir sagten schon, dass unsere Liebe zu Gott und zum Nächsten die Antwort auf die Liebe Gottes ist, auf die Liebe, die Gott uns und allen Menschen schenkt. Das entscheidende Motiv unserer Liebe ist demnach die Liebe, die Gott uns erwiesen hat und die er uns fortwährend erweist. Sie hat Gott uns aber deshalb erwiesen und er erweist sie uns deshalb fortwährend, weil die Liebe sein Wesen ist. Die Liebe Gottes ist der Urgrund von allem. Ihren entscheidenden Ausdruck hat sie gefunden im Geheimnis der Erlösung und in der übernatürlichen Erhebung der menschlichen Natur durch das Gnadenleben, in der Annahme des Menschen an Kindes Statt, vermittelt durch das Kreuz Christi und das Sakrament der Taufe.

Unsere Liebe ist als Antwort auf die Liebe Gottes zugleich ein Ausdruck unserer Dankbarkeit, unserer Dankbarkeit gegenüber Gott für das unverdiente Geschenk der gnadenhaften Erhö-

---

<sup>16</sup> John Henry Newman, Predigten. Gesamtausgabe (Stuttgart 1948 - 1962), Bd. V: Pfarr- und Volkspredigten,



hung unserer Existenz. Gott hat uns nicht nur wunderbar geschaffen in unserer menschlichen Natur, sondern uns noch wunderbarer erneuert durch die Menschwerdung seines Sohnes, so beten wir noch heute in der Heiligen Messe bei der Bereitung der Opfertgaben.

Der Apostel führt das Thema der Bruderliebe weiter, wenn er feststellt: *„Wenn jemand sagt, ich liebe Gott, aber seinen Bruder hasst, so ist er ein Lügner. Denn wer seinen Bruder, den er gesehen hat, nicht liebt, der kann Gott nicht lieben, den er gesehen hat“* (4, 20).

Ein grundlegendes Problem unserer Gottesliebe ist die Tatsache, dass wir Gott nicht sehen, dass er uns im Pilgerstand nur im Glauben begegnet. Es ist das gleiche Problem bei unserem Beten. Es ist leichter, einen Menschen zu lieben, den man sieht, als Gott zu lieben, den man nicht sieht. Das gilt allerdings nur dann, wenn der Mensch liebenswert ist. Das aber ist häufiger nicht der Fall. Sicher ist, dass wir Gott nicht lieben können, oder nur schwerlich, wenn wir niemals menschliche Liebe erfahren und erwidert haben. Zu lieben müssen wir lernen. Für gewöhnlich geschieht das in der Familie, in die wir hineingeboren werden. Idealerweise sind wir in unserem Dasein aus der Liebe der Eltern hervorgegangen, und die Elternliebe und die Kinderliebe bilden die Urform der Liebe. Die Liebe schenkt uns Geborgenheit und das daraus hervorgehende Urvertrauen.

Immer wieder begegnen wir der Meinung, man könne die Gottes- und die Nächstenliebe voneinander trennen. Damals, zur Zeit des Johannes, taten das die Gnostiker, Vertreter einer Irrlehre, die nicht wenige Anhänger hatte, weil sie dem Stolz der Menschen schmeichelte und weil sie ihnen viele Freiheiten einräumten. Heute sind es jene, die meinen, Gott müsse sterben, damit der Mensch leben könne. Sie behaupten, es gebe erst dann eine wirklich humane Welt, wenn es keinen Gott, keine Gottesverehrung und keine Religion mehr gebe. Diese Position begegnet uns heute in verschiedenen Schattierungen. Die Zahl derer, die sie vertreten, ist nicht gering, und sie ist im Wachsen begriffen. Auf breiter Front wird dieses Denken gepflegt im Marxismus, der nach wie vor viele überzeugt und eine bedeutende politische Macht darstellt.

Die Gottesliebe und die Nächstenliebe haben im Grunde ein und dasselbe Objekt, nämlich Gott. Lieben wir doch den Nächsten um Gottes willen, weil Gott ihn erschaffen hat und weil er ihn liebt. Wir sagten, Liebe ist Bejahung, Anerkennung, Sachgerechtigkeit, Wahrhaftigkeit.

Wer den Nächsten nicht liebt, der kann Gott nicht lieben, wie auch der den Nächsten nicht wahrhaft lieben kann, der Gott nicht liebt. Wo es aber Gott nicht gibt, wie soll da die Liebe herrschen? Wo die Religion gegenstandslos wird, weil es das Subjekt der Religion nur als Idee, nicht als Wirklichkeit gibt, da lösen sich schließlich alle Tugenden auf. Die Moral lebt von der Religion, und auf die Dauer kann sie sich nicht halten ohne die Religion. Andererseits kann man aber auch sagen, dass mit der Auflösung der Moral sich auch die Religion auflöst. Das wissen die Gegner des Christentums in der Gegenwart, weshalb sie die Moral, speziell die Sexualmoral, zerstören, um das Christentum zu zerstören. Solche Zusammenhänge werden leider weithin nicht erkannt von den Verantwortlichen in Kirche und Welt.

Es ist eine bittere Erfahrung: Zuerst verliert der Mensch die Religion, dann verliert er die Moral. Ethisches Handeln, das nicht in der Transzendenz verwurzelt ist und in ihr sein letztes Ziel findet, ist unrealistisch. Dem Verfall der Moral folgt dann über kurz oder lang das Chaos.

Der Philosoph Immanuel Kant (+ 1804) hat aus der Moral die Transzendenz oder die Existenz Gottes erschlossen oder besser: postuliert. Das heißt: Er wusste, dass die Moral in der Transzendenz verankert ist, wenn sie denn wirklich existent und wirksam sein will.

Die Bruderliebe ist nicht möglich ohne die Gottesliebe, jedenfalls nicht auf die Dauer, weil ihr ohne die Gottesliebe die Begründung fehlt. Weil das im Grunde jeder Mensch weiß oder erfährt, deshalb ist der, der diesen Zusammenhang leugnet, ein Lügner. So drückt es Johannes aus in unserem Brief.

Der stärkste Beweis für die Wahrheit des Christentums ist das Apostolat der Liebe. Das ist schon deshalb so, weil die Gottes- und Nächstenliebe das Hauptgebot der Christen ist und weil Gott mit der Liebe identisch ist. Viele Bekehrungen gehen hervor aus der Erfahrung der Gottes- und Nächstenliebe der Christen. So war es in allen Jahrhunderten. Andererseits zerbricht der Glaube nicht selten an der fehlenden Liebe der Christen, an ihrer Lieblosigkeit und an ihrem Hass. Wir dürfen nicht nur über die Liebe reden, wir müssen sie auch üben, wenn wir als Christen glaubwürdig sein wollen. Die Diskrepanz zwischen Reden und Handeln ist stets zerstörerisch in der menschlichen Gesellschaft, weil sich der Mensch darin als heuchlerisch und unwahrhaftig erweist und somit das Vertrauen zugrunde richtet.

Unser Apostel betont den Zusammenhang zwischen der Gottesliebe und der Nächstenliebe noch einmal, wenn er fortfährt:

*„Ja, dieses Gebot haben wir von ihm: Wer Gott liebt, muss auch seinen Bruder lieben“ (4, 21).*

Den inneren Zusammenhang zwischen der Gottesliebe und der Nächstenliebe, dass der, der Gott liebt, auch den Nächsten lieben muss, das sieht bereits die natürliche Vernunft ein. Das eine ergibt sich aus dem anderen. Darüber hinaus hat Gott diesen Zusammenhang eigens bestätigt und in die Mitte seiner Offenbarung hineingestellt.

Es ist eine Tatsache, dass die Christen und wir alle uns am häufigsten gegen das Gebot der Liebe verfehlen, dass das Gebot der Liebe im Vergleich mit den anderen Geboten Gottes am wenigsten beachtet und am leichtfertigsten übertreten wird. Das gilt vor allem für das Beschimpfen des Nächsten, für das lieblose Reden über ihn, für das mangelnde Wohlwollen, mit dem wir ihm begegnen, für die Ungeduld, die wir ihm entgegenbringen, für das Weitererzählen seiner Fehler und für die Art und Weise, wie wir ihn übervorteilen oder überfahren, materiell und geistig. Zu erinnern ist hier aber auch an die vielen Auseinandersetzungen in den Familien, im Berufsleben und im gesellschaftlichen Leben und an die Gehässigkeiten, die oftmals damit verbunden sind. Das Hauptgebot ist eben auch das schwierigste Gebot. Wir werden uns aber konsequenter um dieses Gebot bemühen, wenn wir uns stets vor Augen halten, dass an ihm das ganze Gesetz und die Propheten hängen, dass das Christentum, wenn es dieses Gebot aus seinem Zentrum entfernt wird, in sich zusammenfällt.

In der Taufe wurden wir wiedergeboren aus dem Wasser und dem Heiligen Geist, ein neues Leben wurde uns geschenkt, unser natürliches Leben wurde durch das göttliche Leben überhöht, wir erhielten Anteil an der göttlichen Natur, wie es der 2. Petrus-Brief ausdrückt (2 Petr 1, 4). Die Taufnade ist die Frucht der Erlösung. Sie hat den Glauben an den Erlöser zur Voraussetzung. Diesen Gedanken unterstreicht Johannes, wenn er im Folgenden sagt:

*„Jeder, der glaubt, dass Jesus der Messias ist, ist aus Gott geboren. Wer den Vater liebt, liebt auch dessen Kind“ (5, 1).*

Durch die Erschaffung wurden wir Knechte Gottes, durch die Neuschöpfung im Geheimnis der Erlösung wurden wir Kinder Gottes. Durch die Abkunft von Adam und Eva sind wir miteinander verwandt, gehören wir der einen Menschheitsfamilie an und haben wir Anteil an der einen Menschennatur. Diese Verwandtschaft erhielt eine neue Dimension durch die Wiederherstellung der Urstandsgnade im Zeichen des Kreuzes Christi und durch die Wiedergeburt aus dem Wasser und dem Heiligen Geist, die uns in der heiligen Taufe zuteil geworden ist. Darin setzt sich in gewisser Weise das Wunder der Menschwerdung Gottes fort. Das ist gemeint, wenn wir sagen: Wir sind aus Gott geboren und Glieder des geheimnisvollen Leibes Christi geworden. In diesem Kontext ist die zweite göttliche Person in seiner Menschwerdung in ganz spezifischer Weise unser Bruder geworden.

Von daher erhält unsere Liebe zu Gott und zu allen, die mit uns der Gnade der Kindschaft Gottes teilhaftig geworden sind, eine ganz neue Dimension. Durch unsere übernatürliche Erhebung sind wir auf einer höheren Ebene zu einer Familie geworden. Schon in der Familie ist die Liebe die Grundgestalt des Miteinanders der Eltern und der Kinder, in der Familie Gottes gilt das dann in einem erhöhten Maß.

Der Apostel fährt fort mit den Worten: *„Daran erkennen wir, dass wir die Kinder Gottes lieben, wenn wir Gott lieben und seine Gebote halten“* (5, 2).

Wer den Vater wirklich liebt, muss auch die Kinder dieses Vaters lieben. Das gilt bereits im natürlichen Bereich. In erhöhtem Maß gilt das für den übernatürlichen Bereich. Die übernatürliche Liebe zu Gott, die sich bewährt in der treuen Erfüllung seiner Gebote, ist ein Zeichen dafür, dass uns auch der Nächste nicht gleichgültig ist, zugleich ist sie der Grund für die Bruderliebe. Hier werden die Menschen, die wir mit übernatürlicher Liebe lieben sollen, als Kinder Gottes bezeichnet. Nun wissen wir nicht, wer im Einzelnen dazu gehört, weil ja die Kindschaft Gottes das göttliche Leben, die heiligmachende Gnade, zur Voraussetzung hat. Auf jeden Fall finden wir diese Kinder Gottes in allen Religionen, sofern Christus für alle gestorben ist und allen das übernatürliche Heil anbietet oder ermöglicht, wobei wir natürlich nicht sagen können, wann und wo und wie das bei jenen geschieht, die das Sakrament der Taufe empfangen haben. Jene, die das Christentum ohne eigene Schuld nicht kennen und sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten im guten Glauben um die Wahrheit und um das Gute bemühen, empfangen die Begierdetaufe. Ihnen wird das übernatürliche Heil gleichsam einschlussweise zuteil.

Wer Gott liebt, hält seine Gebote. Dabei beflügelt die Liebe seinen Willen. Diesen Gedanken unterstreicht unser Brief nun, wenn er feststellt:

*„ ... darin zeigt sich die Liebe zu Gott, dass wir seine Gebote halten und seine Gebote sind nicht schwer“ (5, 3).*

Wenn wir wirklich Gott lieben, werden wir immer die Erfahrung machen, dass seine Gebote nicht schwer sind. Das Schwerste wird leicht, wenn es aus Liebe geschieht. Zudem sieht der Mensch, der Gott liebt, das Gesetz mit anderen Augen als der unerlöste Mensch.

Wenn heute viele die Meinung vertreten, die Gebote Gottes und der Kirche seien eine Zumutung, sie seien nicht zu erfüllen, sie seien ein drückendes Joch und eine unerträgliche Last und sie überforderten den Menschen, dann müssen wir fragen, welche Vorstellung sie von Gott haben und wie es mit ihrer Gottesliebe bestellt ist.

Sofern wir Erlöste sind und in der Gnade leben, wird alles leicht für uns, was uns auf die ewige Vollendung hinordnet. Dabei müssen wir freilich bedenken, dass die Erlösung im Pilgerstand kein unverlierbarer Besitz ist und dass sie sich in diesem Äon fortwährend als ein Prozess darstellt, als ein, wie Papst Benedikt XVI. es einmal ausdrückt, Hin- und Hergerissenwerden zwischen Leben und Tod. Er will damit sagen, dass das Gesetz der Sünde in uns fortwirkt, solange wir in dieser Welt leben. Die Versuchung zum Bösen überschattet unser Leben wie eine dunkle Wolke. Christus lehrt uns im „Vater unser“, täglich um die Bewahrung vor der Versuchung zu beten. Diese Situation beschreibt Paulus im Römer-Brief, wenn er feststellt: „Ich tue nicht das Gute, das ich will, sondern das Böse, das ich nicht will. In meinen Gliedern ist ein anderes Gesetz, das dem Gesetz des Geistes widerstreitet“ (Röm 7, 19. 23).

Im Matthäus-Evangelium charakterisiert Christus den Höhenweg des Christenlebens, wenn er feststellt: „Mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht“ (Mt 11, 30). Süß ist das Joch Christi und leicht ist seine Bürde für uns, wenn unsere Liebe groß und stark ist.

## V. DAS FUNDAMENT DER BRUDERLIEBE, DER GLAUBE AN CHRISTUS, DEN SOHN GOTTES: 5, 4 - 5, 13.

Johannes sieht im Glauben an Christus, den Sohn Gottes, das Fundament der christlichen Bruderliebe. Aus diesem Glauben erwächst für ihn die Liebe zum Nächsten (5, 4 - 5, 13). Dabei spricht er von der siegreichen Macht dieses Glaubens, (4 f) von seiner göttlichen Bezeugung (6 - 8), von der Pflicht, das Zeugnis Gottes anzunehmen (9 f) und von der Frucht der Annahme dieses Zeugnisses (11 - 13).

Nachdrücklich hebt Johannes die siegreiche Macht des Christusglaubens hervor, wenn er erklärt:

*„ ... alles, was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt. Und das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube“* (5, 4)

Unsere Gottesgeburt bewirkt unsere Einheit mit Gott und schenkt uns die Gottesliebe gleichsam als Gabe Gottes. Einerseits ermöglicht das göttliche Leben in uns die Gottes- und Nächstenliebe, andererseits bewirkt es sie, soweit es an Gott liegt. Wir sind aus Gott geboren und tragen darum in uns göttliche Lebenskraft. Wir denken viel zu wenig - wenn überhaupt - an die Kraft des Göttlichen, die wir in uns tragen.

Christus spricht von dem Berge versetzenden Glauben: Mt 17, 19. Es ist die Macht der Liebe, die im Glauben wirksam ist. In diesem Sinne bekennt Paulus: „Ich vermag alles, in dem der mich stärkt“ (Phil 4, 13). Im Glauben überwinden wir die Welt, das heißt besiegen wir alles Negative und verwandeln es in Positives. Durch den Glauben werden die Leiden dieser Zeit in das Licht der Ewigkeit hineingetaucht, erhalten sie eine neue Bedeutung, sofern sie uns Wegweiser werden zum ewigen Leben.

In der Gottesliebe, deren Fundament der Glaube an Jesus Christus ist, überwinden wir die Welt. *„ ... das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube“* (5, 4), das ist eine zentrale Aussage des 1. Johannes-Briefes. In der Liturgie der Kirche hat sie ihren Platz in der Feier des fünfzigjährigen Ostermysteriums.

Die Macht des Glaubens und der Liebe kulminiert im Martyrium. Die Kirche Christi ist, so sagt der Kirchenschriftsteller Tertullian (+ 220), auf dem Blut der Märtyrer aufgebaut.

Märtyrer sind aber nicht nur jene, die ihr Blut vergießen für die Wahrheit, speziell für die Wahrheit des Glaubens, für Christus und für seine Kirche, sondern auch jene, die ein geistiges Martyrium auf sich nehmen um der Wahrheit willen. Die Forderung, ein geistiges Martyrium auf sich zu nehmen, tritt immer wieder an uns heran, da in unserer gebrochenen Welt die Wahrheit immer wieder angefochten wird. Das gilt heute allerdings mehr denn je.

Der Wiederaufbau der Kirche, vor dem wir gegenwärtig stehen, bedarf nicht weniger des Heroismus der Märtyrer als die Kirche des Anfangs. Das blutige Martyrium begegnet uns in der Gegenwart und in der jüngsten Vergangenheit in großem Umfang, speziell in der Auseinandersetzung des Christentums mit dem Kommunismus und mit einem politisierten Islam. In der westlichen Welt ist es mehr das Martyrium des Geistes, das gefordert ist und von vielen gelebt wird in der Kraft des Glaubens und der Liebe. Das Martyrium des Geistes ist schwerer als das Blutzeugnis. Es ist schmerzhafter, es dauert länger an, und es versagt dem Märtyrer den Triumph des Sieges.

Durch unseren Kleinmut und durch unsere Verzagtheit verdunkeln wir allzu oft die Macht des Glaubens und die Macht der Liebe, die der Glaube in uns aktualisiert. Der Glaube ist eine Gnade, aber wir müssen mitwirken mit dieser Gnade. Wir müssen uns vorbereiten auf den Glauben, wir müssen uns mit ihm beschäftigen und das beiseite schaffen, was ihn behindert, den Stolz und die Selbstbehauptung, wir müssen uns innerlich distanzieren von dem moralischen Sumpf unserer Zeit und von der Gottlosigkeit und unser Sinnen und Trachten auf Gott und die Ewigkeit richten.

Wenn es in Vers 4 des 5. Kapitels unseres Briefes heißt „... *das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube*“, führt Vers 5 diesen Gedanken weiter, spezifiziert er ihn gewissermaßen. Er lautet:

„*Wer ist es, der die Welt überwindet, wenn nicht jener, der glaubt, dass Jesus der Sohn Gottes ist?*“ (5, 5).

Der Glaube, der die Welt überwindet, ist zunächst und in erster Linie der Glaube an das Geheimnis der Menschwerdung Gottes. Die Menschwerdung Gottes ist das zentrale Mysterium des Christentums. Durch sie wird uns das Geheimnis des dreifaltigen Gottes kund, und sie

steht im Dienst der Erlösung, die ihrerseits unsere gnadenhafte Erhöhung, die Vergöttlichung des Menschen, bewirkt.

Die Ankunft Gottes in dieser Welt ist die Mitte allen Geschehens in der Geschichte der Menschheit, sie ist das Ereignis schlechthin, das sich in unserer Welt zugetragen hat. Deshalb zählen wir zu Recht die Jahre ausgehend von dem Ereignis der Geburt Christi. Es ist rätselhaft, aber es ist ein Faktum, dass Tausende und Abertausende ihr Leben hingegeben haben für das Bekenntnis zu seiner Gottheit in der Zeit des christlichen Altertums, aber auch in späteren Jahrhunderten. So wird es weitergehen in der Geschichte. Christus selber wurde ans Kreuz geschlagen wegen seines Bekenntnisses zu seiner Gottheit, weil er sich zum Sohn Gottes gemacht hatte, wie seine Peiniger ihm es vorwarfen.

Nachdem der Apostel die siegreiche Macht des Glaubens an die Gottheit Christi hervorgehoben hat, sofern sie immer wieder im Zeugnis seiner Anhänger hervorgetreten ist, vornehmlich im Blutzeugnis, spricht der Apostel nun von der göttlichen Bezeugung dieses Glaubens, wenn er erklärt:

*„Er, Jesus Christus, ist es, der durch Wasser, Blut und Geist gekommen ist, nicht im Wasser allein, sondern im Wasser und im Blut, und der Geist hat es bezeugt, denn der Geist ist die Wahrheit“ (5, 6)*

Seine siegreiche Macht kann der Glaube an Jesus Christus für uns nur dann entfalten, wenn uns seine göttliche Bezeugung klar vor Augen steht.

Zur Zeit des Johannes gab es eine Reihe von Irrlehrern, welche die Gottessohnschaft in Frage stellten. Aber auch in späterer Zeit gab es sie immer wieder. Schon früher war die Rede davon. Diese Irrlehrer sahen in dem Stifter des Christentums einen gewöhnlichen Menschen, wengleich sie ihm außerordentliche Fähigkeiten zuerkannten. Er war ein Prophet für sie, vielleicht gar der größte, aber Gott war er nicht für sie. Sie machten damit aus dem Christianismus, aus dem Christentum, gleichsam einen Jesuanismus.

Auch die Juden vertraten diesen Jesuanismus in alter Zeit, auch sie wandten sich gegen den Anspruch der jungen Kirche, Jesus von Nazareth göttliche Ehren zu erweisen.



„Kyrios“ nannten ihn die Christen und gaben ihm damit den gleichen Namen, den Jahwe, der Gott des Alten Bundes, in der griechischen Übersetzung des Alten Testaments erhalten hatte. „Jesus Christus ist der Kyrios“, so lautete das zentrale Glaubensbekenntnis der jungen Kirche.

Dieses Bekenntnis verstanden die Juden als eine Anklage. Es war extrem desavouierend für sie. Hatten sie doch den „Kyrios“ der römischen Justiz ausgeliefert und ihn ans Kreuz schlagen lassen, weil er sich zum Gott gemacht hatte, weil er einen göttlichen Anspruch erhoben hatte. Zudem sahen sie in dem Bekenntnis der Christen eine Infragestellung ihres konsequenten Monotheismus.

Die Gestalt von Jesu von Nazareth mit rein menschlichen Maßen zu messen, diese Tendenz findet sich heute nicht nur immer wieder bei den Theologen, sondern auch in der Verkündigung der Kirche. Nicht selten ist man heute in der Theologie bestrebt, den menschengewordenen Sohn Gottes auf seine Menschheit zu reduzieren. Dann wird aus ihm ein Prophet, auf dem in besonderer Weise der Geist Gottes ruhte. Aus seinem Erlösertod wird dann das tragische Scheitern eines guten Menschen, der sich den Hass der Tonangebenden in seinem Volke zugezogen hatte. Und aus dem Geheimnis des dreifaltigen Gottes wird dann der eine monolithische Gott, der sich einmal in der Erscheinungsweise des Sohnes und dann wieder in der Erscheinungsweise des Heiligen Geistes offenbart hat.

Die Infragestellung des Geheimnisses der Menschwerdung Gottes und seines Ursprungs im Geheimnis des dreifaltigen Gottes sowie das Erlösungsgeschehens im Zeichen des Kreuzes begegnet uns zumindest tendenziell bei einem so renommierten Theologen wie Karl Rahner. Stärker ist diese Tendenz bei vielen anderen Theologen, die sich auf breiter Ebene Gehör verschaffen können in unserer Welt. Besonders deutlich begegnet uns diese Tendenz in den beiden Büchern von Hans Küng „Christsein“<sup>17</sup> und „Existiert Gott?“<sup>18</sup>, in denen die Mysterien des Christentums systematisch naturalisiert oder aus dem Glauben ausgeschieden werden.

Das Zeugnis Gottes für die Gottheit Jesu ist ein Vielfaches. Immer wieder hat Gott sie uns bezeugt in den Evangelien. „Dieser redet wie einer, der Vollmacht hat“ (Mt 7, 29), diesem Eindruck konnten sich auch die Gegner Jesu nicht entziehen. Spontan gesteht der Hauptmann unter dem Kreuz, überwältigt von dem Sterben Jesu: „Wahrhaftig, dieser war Gottes Sohn“ (Mt 27, 54; Mk 15, 39).

---

<sup>17</sup> München 1974.

In markanter Weise hat der Vater die Gottheit Christi bei seiner Taufe im Jordan bezeugt. So berichten es die Evangelien. Als Jesus in das Wasser hinabgestiegen war, erscholl vom Himmel die Stimme des Vaters: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe“ (Mt 3,17; Mk 1, 11; Lk 3, 22). Auf diesen Vorgang spielt Johannes an in seinem Brief, wenn er sagt, dass der Geist Gottes die Sendung Jesu bezeugt hat im Wasser oder durch das Wasser. Die Bezeugung durch das Blut ist dann eine Anspielung auf den Erlösertod Jesu. Das Mysterium der Taufe Jesu und das Mysterium seines Todes gehören eng zusammen in der Geschichte des Heiles. Man hat die Taufe Jesu als seine messianische Todesweihe bezeichnet. Wie ein schuldbeladener Mensch stieg Christus in die Flut hinab, weil er berufen und gesandt war, die Sünden der Menschen auf sich zu nehmen, und am Kreuz erfüllte er, was diese seine Taufe versinnbildlicht hatte. In der Hinordnung seiner Taufe auf das Kreuz erkennen wir sein Kommen im Wasser und im Blut.

Auch am Kreuz wurde Jesus durch den Heiligen Geist bezeugt, nicht anders als bei seiner Taufe. Und in seinem Kreuzestod erfüllten sich alle Weissagungen der Propheten, worauf wir in der Passionsgeschichte Jesu immer wieder hingewiesen werden. Somit können wir sagen: Am Jordan erwies der Geist Gottes die Gottheit Jesu durch sein persönliches Erscheinen, am Kreuze erwies er sie durch die Erfüllung dessen, was er den Propheten eingegeben hatte.

Sein Zeugnis, das Zeugnis des Heiligen Geistes, geht jedoch weiter bis zum Ende der Zeiten. Den wirklichen Leib Christi bildete der Geist Gottes im Schoß der Jungfrau. Den geistigen, den mystischen Leib Christi, die Kirche, bildete er am ersten Pfingstfest durch seine Herabkunft auf die junge Christengemeinde von Jerusalem. Wie der Geist Christus in seinem Erdenleben geführt hat, so führt er die Kirche durch die Geschichte. Er ist die Seele der Kirche. Bis zum Ende der Zeit wirkt in den Herzen der Gläubigen und in den Trägern des Lehramtes und überwindet in ihnen alle Widerstände des Irrtums und der Sünde. Johannes bezeichnet ihn hier, an dieser Stelle, als die Wahrheit, wie er an anderer Stelle feststellt, dass Christus sich als die Wahrheit bezeichnet hat, als die Wahrheit, der Weg und das Leben (Joh 14, 6).

In diesem Zusammenhang erinnere ich an die Bedeutung der Wahrheit und der Wahrhaftigkeit in der Verkündigung Jesu und im ganzen Neuen Testament.

---

<sup>18</sup> München 1978.

Johannes hebt nachdrücklich hervor, dass die drei Zeugnisse, das Wasser, das Blut und der Geist der Wahrheit eins sind, dass also durch die Taufe Jesu im Jordan, durch seinen Tod am Kreuz und durch das fortgesetzte Wirken des Heiligen Geistes die eine Tatsache erwiesen und bekräftigt wird, dass Christus der Sohn Gottes ist.

Sodann fährt der Brief fort: *„So sind es drei, die Zeugnis geben, im Himmel: der Vater, das Wort und der Heilige Geist, und diese drei sind eins. Und drei geben Zeugnis auf Erden: Der Geist, das Wasser und das Blut, und diese drei sind in sich eins“* (5, 7 f).

In diesen zwei Versen haben wir einen charakteristischen Zusatz. Vers 7: So sind es drei, die Zeugnis geben im Himmel: der Vater, das Wort und der Heilige Geist, und diese drei sind eins. Vers 8: Und drei geben Zeugnis auf Erden: Der Geist, das Wasser und das Blut, und diese drei sind eins. In Vers 7 lautet der Zusatz: im Himmel: der Vater, das Wort und der Heilige Geist, und diese drei sind eins, in Vers 8: Und drei geben Zeugnis auf Erden. Der ursprüngliche Wortlaut der beiden Verse ist also folgender: Vers 7: So sind es drei, die Zeugnis geben, Vers 8: Der Geist, das Wasser und das Blut, und diese drei sind eins.

Die Exegeten nennen diesen zweifachen Zusatz, diese zweifache Einfügung, das „Comma Joanneum“. Von vielen Auslegern wird vermutet, dass es sich hierbei um einen dogmatisch motivierten Zusatz handelt, der die Trinitätslehre deutlicher herausstellen soll. In den lateinischen Handschriften findet er sich nicht vor dem 6. Jahrhundert, und in den griechischen nicht vor dem 14. Jahrhundert. Auch wird er nicht erwähnt in den Schriften der Kirchenväter. Es wird in ihm das dreifache Zeugnis des Wassers, des Blutes und des Geistes in Parallele gesetzt zum Geheimnis des dreifaltigen Gottes. Diese Zuordnung hat es in der ursprünglichen Fassung unseres Briefes wohl nicht gegeben. Wahrscheinlich ist es so, dass der Zusatz ursprünglich die Randbemerkung eines Abschreibers gewesen ist, die dann später in den Text hineingeraten ist.

Die ersten Christen erfuhren in ihrem Enthusiasmus das Fortwirken Christi erlebnismäßig besonders intensiv in den Sakramenten, speziell in den Sakramenten der Taufe, der Firmung und der Eucharistie, in den Sakramenten der Initiation, die ihnen als Neuchristen in der Osternacht gespendet worden waren. Die Osternacht erlebten sie immer neu als den Höhepunkt des liturgischen Jahres, sei es als ihre eigene Initiation, sei es als die Erinnerung an sie. Die Osternacht war für sie ganz und gar geprägt von ihrer Aufnahme in das neue Gottesvolk. Da-

bei betrachteten sie die Taufe als das geistige Sterben des alten Menschen, die Firmung als die Kampfesweihe gegen die Welt und das Fleisch und die Eucharistie als die Hinordnung auf den Opfertod Christi. Die Sakramente der Initiation bezeugten ihnen so spürbar die Göttlichkeit des Erlösers. Die Taufe galt ihnen dabei als das Zeugnis des Wassers, die Firmung als das Zeugnis des Geistes und die Eucharistie als das Zeugnis des Blutes. Im Wasser, im Geist und im Blut aber bezeugte ihnen Gott die Gottessohnschaft Christi.

Jedes Sakrament war für sie eine Teilnahme an der göttlichen Lebenskraft Christi. Aber die Sakramente der Initiation standen für sie im Zentrum ihrer neuen Existenz. Dabei war das Sakrament der Eucharistie für sie die Krönung der Taufe und der Firmung, weshalb sie die Teilnahme an diesem Sakrament stets als Erneuerung der Taufe und der Firmung verstanden.

In diesem Geist sollten auch wir die heilige Messe mitfeiern. Immerfort sollten wir in ihr Gott danken für das Große, das er für uns getan hat im Sakrament der Taufe und im Sakrament der Firmung. Und der Priester sollte in ihr dann noch Gott bewusst danken für die Gnade des Priestertums. Ich könnte mir vorstellen, dass der Dank für die Gnade des Priestertums und auch der Dank für die Gnade der Taufe und der Firmung vielen Christen heute fremd ist. Das liegt daran, dass die Mysterien des Christentums peripher geworden sind für sie, wenn sie überhaupt noch als Realität empfunden werden.

Unser Autor führt den Gedanken des Zeugnisses Gottes noch weiter, wenn er in seinem Brief erklärt: *„Wenn wir das Zeugnis von Menschen annehmen, so steht doch das Zeugnis Gottes noch höher. Und dies ist das Zeugnis Gottes: Er hat Zeugnis abgelegt von seinem Sohn“* (5, 9).

Wir können nicht alles selber sehen und feststellen. Jeder von uns bleibt auf das Zeugnis seiner Mitmenschen angewiesen. Das Kind muss den Eltern Glauben und Vertrauen entgegenbringen, der Schüler dem Lehrer, der Untergebene dem Vorgesetzten und der Lehrling dem Meister. Nur so kann die menschliche Gemeinschaft bestehen. Naturgemäß verlangen wir dabei, ehe wir Glauben schenken, ausreichende Gewissheit, damit wir nicht betrogen werden. Gewissheit haben wir dann, wenn einwandfreie Zeugen für die Richtigkeit einer Sache da sind. Der Zeuge ist glaubwürdig, wenn er fähig ist, etwas zu bezeugen und wenn er willens ist, das zu bezeugen, er muss also wissend sein und wahrhaftig. Ist das gegeben, müssen wir Glauben schenken, dürfen wir den Glauben nicht verweigern. Tun wir es doch, handeln wir

zum einen unvernünftig und beleidigen wir zum anderen den Zeugen, da wir ihn so ins Unrecht setzen. Diese Prinzipien gelten überall da, wo man die Wahrheit ermitteln will.

Wenn der Zeuge die Wahrheit sagen kann und will, sind wir berechtigt und gar genötigt, sein Zeugnis anzunehmen. Was für das Zeugnis von Menschen gilt, das gilt erst recht für das Zeugnis Gottes. Dabei müssen wir bedenken, dass Gott alles weiß und dass er uns nicht täuschen kann in seiner Vollkommenheit. Menschen können sich irren, und sie können andere täuschen. Das aber kann Gott nicht, weil es seiner Natur widerspricht. Daher kann die Annahme des Zeugnisses Gottes niemals eine Frage sein. Ein göttliches Zeugnis aber übersteigt alle Zeugnisse der Menschen.

Wie es unmöglich ist, dass das Licht Finsternis verbreitet, so ist es unmöglich, dass Gott sich irrt oder in die Irre führt. Von daher überragt das Zeugnis Gottes jedes menschliche Zeugnis um ein Unendliches, weshalb die Ablehnung dieses Zeugnisses ein unvergleichliches Unrecht darstellt.

Das entscheidende Zeugnis, das Gott uns gegeben hat, ist die Menschwerdung seines Sohnes. In ihr hat Gott sich ein für allemal offenbart und uns einen Kosmos von geheimnisvollen Wirklichkeiten mitgeteilt. Im Geheimnis der Menschwerdung Gottes bezeugt der Vater den Sohn und der Sohn den Vater. Die Geheime Offenbarung, die Apokalypse, das letzte Buch des Neuen Testaments, nennt den menschengewordenen Gottessohn den wahrhaftigen und treuen Zeugen Gottes (Apk 1, 5; 3, 14).

Weiter geht unser Brief in seinem 5. Kapitel mit dem Vers 10. Er lautet: *„Wer an den Sohn Gottes glaubt, hat das Zeugnis Gottes in sich. Wer Gott nicht glaubt, erklärt ihn für einen Lügner, weil er nicht an das Zeugnis glaubt, das Gott für seinen Sohn abgelegt hat“* (5, 10).

Wenn wir das glaubwürdige Zeugnis eines Menschen nicht annehmen, beleidigen wir ihn, tun wir ihm Unrecht. Wir bezichtigen ihn dann der Lüge. Um wie viel mehr gilt das für Gott. Für den Menschen ist es ein großes Verhängnis, wenn er das Zeugnis Gottes ablehnt. Er lehnt Gott ab und beleidigt ihn und bricht damit die Brücken zu ihm ab, gegebenenfalls für Zeit und Ewigkeit, er zerstört damit sein zeitliches und unter Umständen auch sein ewiges Leben.

Nimmt der Mensch hingegen das Zeugnis Gottes an, beschenkt Gott ihn mit einer Fülle von Erkenntnissen und mit dem Reichtum seiner Gnaden, schenkt er ihm seine Freundschaft, die ihm die Erfüllung der Aufgaben des irdischen Lebens erleichtert und ihn einst zur unbeschreiblichen Freude des ewigen Lebens in der Gemeinschaft mit Gott gelangen lässt. Die entscheidende Frucht der Annahme des Zeugnisses Gottes ist das göttliche Leben, das uns durch Christus geschenkt wird.

Wenn der Mensch das Zeugnis Gottes annimmt, wie es uns im Geheimnis der Inkarnation begegnet, sieht er sein ganzes Menschsein, sieht er den Inhalt und das Ziel seines Lebens in einem neuen Licht. Er erkennt, wie hoch er erhoben wurde im Geheimnis der Erlösung und wie wunderbar das durch den Erlöser verwirklicht wurde, was im Buch Genesis einst die Schlange trügerisch verheißen hatte, wenn sie erklärt hatte: „Ihr werdet wie göttliche Wesen sein“ (Gen 3, 5). In der Menschwerdung Gottes, die auf die Erlösung hingeordnet ist, wird uns dank der Wiederherstellung der Urstandsgnade, die uns in der Taufe vermittelt wird, die höchste Vollendung unserer Gottebenbildlichkeit zuteil.

Die Ablehnung des Zeugnisses Gottes ist deshalb so verhängnisvoll für den Menschen, weil wir Gott damit zum Lügner machen. Für einen Menschen ist es schon eine schwere Beleidigung, wenn man seinem ernstesten und klaren Zeugnis keinen Glauben schenkt. Er fühlt sich als Lügner gebrandmarkt. Verhalten wir uns so Gott gegenüber, wächst das Unrecht ins Unendliche. Wer Gott zum Lügner macht, der die Wahrheit schlechthin ist, stellt sich in einen unüberbrückbaren Gegensatz zu ihm. Wer Gott zum Lügner stempelt, verfällt dem Reich der Lüge total und erntet damit das ewige Verderben.

Der Vers 11 des 5. Kapitels unseres Briefes spezifiziert das Zeugnis Gottes noch einmal, wenn er feststellt: „*Und das Zeugnis besagt: Gott hat uns ewiges Leben gegeben, und dieses Leben ist in seinem Sohn*“ (5, 11). Das ist kein neuer Gedanke. Wiederholt hat unser Brief diesen Gedanken formuliert. Er apostrophiert noch einmal die Frucht der Erlösung, das göttliche Leben, das uns durch Christus geschenkt wurde und immer neu geschenkt wird.

Christus ist das Zentrum des Christentums. Deshalb fährt der Brief fort: „*Wer den Sohn hat, der hat das Leben. Wer den Sohn Gottes nicht hat, der hat das Leben nicht*“ (5, 12).

Entscheidend geht es im Christentum um die Gemeinschaft mit Christus, die gnadenhaft gegeben ist, wenn wir die Taufnade nicht verlieren, die aber aktuell gelebt und so fortwährend vertieft werden muss. Das übernatürliche Leben, das göttliche Leben, ist das wahre Leben. Es ist die Frucht des Geheimnisses der Erlösung, das das Geheimnis der Menschwerdung Gottes zur Voraussetzung hat, und es findet seine Vollendung in der Ewigkeit

Die Bewahrung und Entfaltung der Gemeinschaft mit Christus, die Bewahrung und Entfaltung des neuen Lebens, sie ist das eigentliche Wesen des Christentums. Es besteht also nicht darin, dass wir bestimmte Lehren für wahr halten oder bestimmte Übungen vollziehen.

Das Christentum besteht in seinem Wesen primär nicht in der Annahme bestimmter Lehren und in der Einhaltung bestimmter Gebote und nicht im Gebet und im Kult, also in der öffentlichen Gottesverehrung, sondern in der Gemeinschaft mit Christus, in der Teilhabe an seinem göttlichen Erkennen und Lieben. Er aber führt uns Sohn zum Vater. Das Christsein des Christen besteht primär in seiner Einstellung zu Christus. Das unterstreicht der 12. Vers des 5. Kapitels unseres Briefes: *„Wer den Sohn hat, der hat das Leben. Wer den Sohn Gottes nicht hat, hat das Leben nicht“*.

Gewiss gehören zum Christsein das Gebet und der Gottesdienst, der Glaube an die geoffenbarten Wahrheiten sowie die Erfüllung der Gebote Gottes, aber das eine wie das andere ist sekundär gegenüber der unmittelbaren Gemeinschaft mit Christus.

Diese Zusammenhänge sind vielen Christen nicht präsent. Die Folge davon ist die, dass viele Christen nicht aus der Mitte des Christseins heraus leben. Wir aber sollten uns darum bemühen, damit das Licht des christlichen Glaubens heller leuchtet in der Welt und der Glaube der Kirche glaubwürdiger wird und damit unser Christsein lebendiger und fruchtbarer wird.

Der Apostel resümiert seine Gedanken zum Glauben an Christus als dem Fundament der Bruderliebe, wenn er im 13. Vers des 5. Kapitels seines Briefes fortfährt:

*„Das schreibe ich euch, die ihr an dem Namen des Sohnes Gottes glaubt, damit ihr wisst, dass ihr das ewige Leben besitzt“* (5, 13).

Das Geheimnis der Erlösung, das neue Leben und die Gemeinschaft mit Christus, die ihre Vollendung findet im ewigen Leben bei Gott, das sind die entscheidenden Gedanken dieses Abschnittes unseres Briefes, der Verse 4 - 13 des 5. Kapitels, im Grunde aber sind sie auch die entscheidenden Gedanken des ganzen Briefes, die in ihm immer wieder in einer anderen Perspektive thematisiert werden. Dabei übersieht der Brief nicht, dass es für uns keine Heilsgewissheit gibt, keine Gewissheit der Vollendung, solange wir noch im Pilgerstand sind. Nachdrücklich hat die Kirche diesen Gedanken auf dem Konzil von Trient gegenüber den Reformatoren herausgestellt<sup>19</sup>, die ihrerseits die Gewissheit des Heiles allein aus dem Glauben in den Mittelpunkt ihres Bekenntnisses gestellt hatten. Sie hatten erklärt: Allein der Glaube bringt dem Menschen das Heil, und zwar unabhängig von seinen Werken.

Der Apostel stellt fest, dass seine Adressaten in Kleinasien an den Namen des Sohnes Gottes glauben, an das göttliche Wesen des Erlösers, und dass sie daher vertrauen dürfen auf die Vollendung des göttlichen Lebens, das er ihnen gebracht hat. Diese Vollendung wird ihnen zuteil, wenn sie in der Gnade ausharren bis zum Ende.

Darauf kommt es an, dass wir ausharren in der Gnade. Niemand darf sich leichtfertig in Sicherheit wiegen. Der Volksmund sagt: „Hochmut kommt vor dem Fall“. Der Apostel Paulus ermahnt uns, dass wir unser Heil wirken „mit Furcht und Zittern“ (Phil 2, 12). Sicherheit über unser ewiges Schicksal haben wir erst dann, wenn wir diese Welt verlassen, wenn wir den Pilgerstand beendet haben. Dem Pilgerstand ist das Vertrauen auf die himmlische Vollendung zugeordnet. Dieses aber erhält ein immer tieferes Fundament, wenn wir uns jeden Tag ehrlich bemühen, in der Gemeinschaft mit Christus das göttliche Leben zu bewahren und zu entfalten. Ängstlichkeit und übermäßige Sorge im Blick auf die Ewigkeit sind nicht angemessen, wohl aber ist ein heiliger Ernst angebracht. Das ist der Grundgedanke unseres Briefes. Dabei ist es gleichzeitig sein erklärtes Ziel, die Gläubigen in der Gewissheit zu bestärken, dass sie im Glauben an Jesus von Nazareth als den Sohn Gottes das ewige Leben als Unterpfand der kommenden Herrlichkeit besitzen. Das Gleiche gilt für das Johannes-Evangelium, das eingebettet ist in das doppelte Bekenntnis zur Gottheit Christi „das Wort ist Fleisch geworden“ (Joh 1, 14) und „Mein Herr und mein Gott“ (Joh 20, 28).

Wenn wir in den dunklen Stunden des Lebens an dieser einen Wirklichkeit festhalten, an der Gottheit Christi, werden wir treu bleiben und den Sieg davontragen. Der Gottmensch Jesus

---

<sup>19</sup> Denzinger/Schönmetzer, Nr.Nr. 1534. 1565.



von Nazareth ist für uns der stärkste Halt. Wir müssen dabei sehen, dass er sich als der Ge-  
kreuzigte unserer Seele einprägt und dass wir immer wieder sein Antlitz suchen im Gebet und  
in der Betrachtung. Die Christusfrömmigkeit ist das A und O des Christentums.

Mit dem Vers 13 des 5. Kapitels könnte der Brief schließen: *„Das schreibe ich euch, die ihr  
an dem Namen des Sohnes Gottes glaubt, damit ihr wisst, dass ihr das ewige Leben besitzt“*  
(5, 13). Dieser Vers fasst noch einmal zusammen, was im Vorausgehenden gesagt worden ist  
und verweist damit auf den Anfang des Briefes, an dem von dem „Wort des Lebens“ die Rede  
ist, das der Gegenstand der Unterweisung des Briefes sein soll (1, 1 f). Tatsächlich ist dann  
immer wieder die Rede davon, dass die Gläubigen das ihnen durch die Erlösung geschenkte  
Gut wieder verlieren können, wenn sie anders über Christus denken als die Kirche. Mit dem  
Vers 13 des 5. Kapitels könnte also der Brief zu Ende sein.

Aber es geht noch weiter. Der Verfasser unseres Briefes fügt dem Brief noch einen Nachtrag  
an in der Gestalt der Verse 14 - 20, in denen es um eine Reihe von Ermahnungen geht, um  
dann mit dem Vers 21 aufs Neue einen Schlusssatz anzufügen.

#### VI. DIE LETZTE BETÄTIGUNG DER BRUDERLIEBE IN DER FÜRBITTE: 5, 14 - 20.

In diesem letzten Abschnitt seines Briefes, in den Versen 14 - 20 des 5. Kapitels möchte Jo-  
hannes die Christen für die letzte Betätigung der Bruderliebe in der Gestalt der Fürbitte be-  
geistern, indem er zunächst im Blick auf das fürbittende Gebet von der christlichen Zuversicht  
spricht (Verse 14 -15) und dann von der Pflicht der Fürbitte (16 - 20), speziell im Blick auf  
den Zustand des Sünders (16 - 17) und des Gotteskindes (18 - 20). Was bedeutet das im Ein-  
zelnen?

Zunächst thematisiert Johannes also die christliche Zuversicht im Blick auf das fürbittende  
Gebet, wenn er erklärt: *„Dieses zuversichtliche Vertrauen haben wir zu ihm: Wenn wir nach  
seinem Willen um etwas bitten, so erhört er uns“* (5, 14). *„Wenn wir wissen, dass er uns auf  
unsere Bitten erhört, so wissen wir auch, dass wir das Erbetene empfangen“* (5, 15).

Johannes will die Christen von Kleinasien für die Bruderliebe begeistern in der Gestalt der Fürbitte und erinnert sie daran, dass Gott unsere Gebete erhört, wenn wir mit ihm durch das Gnadenleben verbunden sind, nicht nur habituell, sondern auch aktuell, wenn wir nicht nur objektiv an seinem göttlichen Leben teilhaben durch die heiligmachende Gnade, sondern uns auch fortwährend darum bemühen, im Gebet mit ihm verbunden zu sein und seinen heiligen Willen in Treue zu erfüllen, wenn wir im Glauben wie Gott denken und in der Liebe wie Gott wollen. Es geht um unsere bewusste Ausrichtung auf die Ewigkeit. Geht unser Bemühen dahin, dann leben wir gewissenhaft auf die Vollendung unserer Gottesgemeinschaft hin.

Was uns immer wieder ablenkt von unserer Ausrichtung auf die Ewigkeit, das sind die täglichen Wünsche und Sorgen, die aus unseren irdischen Verpflichtungen und Beziehungen erwachsen. Oftmals tun wir uns schwer darin, diese Wünsche und Sorgen mit dem Willen Gottes zu vereinbaren. Da bedürfen wir dann des Heiligen Geistes und seiner sieben Gaben, damit wir das Rechte erkennen. Jeden Tag müssen wir den Heiligen Geist anrufen. Dafür empfiehlt es sich, den Pfingsthymnus so oft zu beten, bis man ihn auswendig beten kann: „Komm Schöpfer Geist, kehre bei uns ein, besuche das Herz der Kinder dein“. Ebenbürtig steht neben ihm die Sequenz der Pfingstmesse „Komm o Geist der Heiligkeit, komm aus Himmels Herrlichkeit“. Der Pfingsthymnus erinnert an die Herabkunft des Heiligen Geistes auf die Apostel am ersten Pfingstfest, wovon in der Apostelgeschichte im zweiten Kapitel die Rede ist, und an die Gaben, die er ihnen und jenen, die sich ihnen anschlossen, damals geschenkt hat. Der Text stammt aus dem 9. Jahrhundert und wird gemäß der Tradition Hrabanus Maurus zugeschrieben. Die Pfingstsequenz, das „Veni Sancti Spiritus“, hat den gleichen Inhalt wie der Pfingsthymnus, auch in ihm geht es um das Kommen des Heiligen Geistes und um die Gaben, die er den Gläubigen schenkt. Die Pfingstsequenz ist etwas jünger als der Pfingsthymnus. Sie wird dem englischen Theologen und Bischof Steven Langton zugeschrieben, der in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts gelebt hat. Steven Langton war in den Jahren 1207 bis 1228 Erzbischof von Canterbury. Beide Gebete sind klassische Gebete der Kirche.

Wenn wir in christlicher Zuversicht mit unseren Bitten vor Gott hintreten, tun wir das nicht in der Erwartung, unbedingt das zu erhalten, was uns im Augenblick gut und wünschenswert erscheint. Vielmehr erbitten und erwarten wir das, was Gott will, er hat den besseren Überblick, und er weiß, was gut ist für uns. - Beten wir so, können wir nicht enttäuscht werden, wenn es anders kommt, als wir gedacht haben.

Es muss unsere Grundhaltung als Christen sein, dass wir uns mit dem Willen Gottes gänzlich identifizieren, darum beten wir täglich im „Vater unser“. Die Ziele Gottes müssen unsere Ziele sein, sein Streben muss unser Streben sein, sein Glück muss unser Glück sein. Dieses unser inneres Einssein mit Gott ist vorgebildet in unserer gnadenhaften Erhebung, in der uns die Teilnahme an der göttlichen Natur geschenkt wurde. Es gilt hier: Wir müssen das werden was wir sind, und das Handeln folgt dem Sein. Wenn wir uns das Sein Gottes ganz zu Eigen machen, wird dieses göttliche Sein auch unser Handeln bestimmen, mehr und mehr.

Johannes stellt in Vers 15 fest, dass wir, wenn wir wissen, dass Gott unsere Bitten erhört, auch wissen, dass wir das Erbetene empfangen. Das ist der gleiche Gedanke, der uns schon in Vers 14 begegnet, wenngleich in einer anderen Version: Gott erhört uns, wenn wir uns ganz mit ihm und seinem heiligen Willen identifizieren. Es gilt hier, dass wir realisieren, dass wir an Gottes Leben und Wesen Anteil haben. Das ist die entscheidende Aufgabe, die wir als Christen haben, und ein Leben lang haben wir damit zu tun.

Der Brief fährt fort: *„Sieht einer, dass sein Bruder eine Sünde begeht, die nicht zum Tode führt, bete er und ver helfe ihm dadurch zum Leben, sofern er nicht zum Tode gesündigt hat“* (5, 16).

Das fürbittende Gebet ist ein wichtiges Element unserer Bruderliebe, das gilt in besonderer Weise als Gebet für jene, die in der Sünde leben. Das Gebet für die Sünder leitete in der Urkirche jeden Gottesdienst ein, wie wir heute noch in jeder Feier der Eucharistie mit dem Sündenbekenntnis und mit der Bitte an Gott um Vergebung beginnen.

Dass wir beten für jene, die Unrecht tun und unter deren Unrecht wir leiden, ist ein sprechender Ausdruck unserer Bruderliebe, speziell auch dort, wo wir emotional in keiner Weise von einem Menschen angesprochen werden. Das Gebet ist nicht zuletzt auch der entscheidende Ausdruck unserer Feindesliebe. Christus sagt: *„Betet für die, die euch verfolgen und verleumdend“* (Mt 5, 44).

Ich sagte schon früher: Der entscheidende Ort der christlichen Liebe liegt im Erkennen und im Wollen. Liebe meint Bejahung, sie meint, dass wir die Mitmenschen mit den Augen Gottes betrachten.

Die Feindesliebe ist die letzte Konsequenz des doppelten Gebotes der Gottes- und Nächstenliebe. Für sie gibt es keine Parallele in den Religionen der Menschheit. Gerade sie weist das Christentum aus als eine Religion, die nicht aus dem Verstand und dem Denken der Menschen hervorgegangen ist. Sie meint Bejahung im Denken und Wollen und das Bemühen, auch den Feind mit den Augen Gottes zu sehen.

Johannes unterscheidet hier zwischen Sünde und Todsünde. Todsünde ist für ihn in diesem Zusammenhang vor allem die Leugnung der Gottheit Christi. Aber nicht nur. Auf jeden Fall bringt die Todsünde den totalen Verlust der Gnade und der Liebe Gottes. Sie zerstört das göttliche Leben in uns, die heiligmachende Gnade, die die entscheidende Frucht der Erlösung ist und uns in der heiligen Taufe zuteil geworden ist. Wer eine Todsünde begeht, ist wie der Rebzweig, der vom Weinstock abgeschnitten ist und verdorrt. Ein amputiertes Glied ist wertlos und irreversibel dem Tode geweiht.

Johannes empfiehlt das Gebet in erster Linie für den, der nicht zum Tod gesündigt hat. Wir können jedoch auch für den Todsünder beten, sofern er sich nicht verhärtet und der Bekehrung verschließt. Die Voraussetzung für die Versöhnung mit Gott ist stets die Bekehrung. Diese aber kann stets erfolgen, solange wir im Pilgerstand sind. Gott vergibt uns jede Sünde, wenn wir uns ihm zuwenden in der Gesinnung der Buße. Um diese Zuwendung zu Gott aber beten wir, wenn wir für den Sünder beten

Im fürbittenden Gebet für die Sünder bekennen wir uns dazu, dass das Christentum nicht nur eine Angelegenheit der eigenen Seele ist, dass das Christentum sich nicht darin erschöpft, dass wir persönlich das ewige Heil erreichen. Gott will, dass wir gemeinsam der Vollendung entgegengehen. Als Christen gehen wir den Weg des Heiles in der Gemeinschaft.

Unser Text sagt uns, dass wir dem Sünder zu einem neuen Leben verhelfen, wenn wir für ihn beten. Immer ist es so, dass Gott unser Leben verwandelt, wenn er uns seine Gnade schenkt. Diese immer neue Verwandlung ist letztlich das Geheimnis der Heiligung unseres Lebens.

Unser Brief führt das Thema der Sünde weiter, wenn er feststellt: „*Jede Ungerechtigkeit ist Sünde; es gibt aber auch eine Sünde, die nicht zum Tode führt*“ (5, 17).

Die einen sagen heute: Jede Sünde ist eine Todsünde, die anderen: die Todsünde ist so etwas wie ein Jahrhundertereignis, das heißt: faktisch kommt sie kaum jemals vor. Die einen sind Rigoristen, die anderen Laxisten. Zum Rigorismus neigen stets die Skrupulanten. Sie müssen vor allem lernen, weniger ihren Gefühlen zu vertrauen als ihrem Intellekt. Gegebenenfalls müssen sie sich einer kraftvollen Führung durch einen guten Pönitentiar überlassen. Freilich ist die Zahl der Laxisten heute weit größer als die Zahl der Rigoristen. Beide verlieren sich jedoch im Extrem. Es geht hier um die rechte Gewissensbildung.

Eine schwere Sünde begehen wir dann, wenn wir in klarer Einsicht und frei von äußerem und innerem Zwang ein Gottesgebot in einer wichtigen Sache übertreten. Die Einsicht und die Freiheit sind subjektive Komponenten, die wichtige Sache ist eine objektive Komponente des menschlichen Handelns. Jedes Gottesgebot kann zu einer wichtigen Sache auswachsen.

Nur eine Sünde kann nicht vergeben werden. Die Heilige Schrift spricht hier von der Sünde wider den Heiligen Geist. Sie besteht in der Verstockung, in der fehlenden Bereitschaft zur Bekehrung. Wir können uns im Bösen verhärten. Die Verhärtung im Bösen geht aus dem Hochmut hervor, der die Sünde als solche nicht wahr haben will. Jede Umkehr, jede Bekehrung, setzt ein gewisses Maß an Demut voraus.

Die Umkehr, die Bekehrung, vollzieht sich nicht im Gefühl, sondern in der Erkenntnis und im Willen. Ich erkenne, dass ich falsch gehandelt habe, dass ich Gottes Gebot missachtet habe, dass ich meinen Willen an die Stelle des Willens Gottes gesetzt habe, und mache mir dabei klar, dass ich Gott damit beleidigt habe, dass ich undankbar war gegenüber Gott und dass ich mein eigenes Ich und seine vordergründigen Interessen an die Stelle Gottes gesetzt habe. Jede Sünde ist in ihrem Kern Hochmut und Selbstüberhebung. In jeder Sünde zeigt sich das Bestreben des Menschen, sein eigener Gesetzgeber, autonom zu sein. Wir neigen dazu, nicht das zu tun, was wir sollen, sondern das zu tun, was wir wollen. Es handelt sich hier um jenes Bestreben, das schon die Ursünde erstrebenswert gemacht hat. Die Schlange erklärt den ersten Menschen: „Ihr werdet sein wie Gott“ (Gen 3, 4).

Das ist das Eine, die Einsicht in die Sünde und ihre Sündhaftigkeit und die Erkenntnis, dass wir uns von Gott getrennt haben oder dass wir in der Liebe zu ihm erkaltet sind. Das zweite ist dann der Willensentschluss, einen neuen Anfang zu machen, die Sünde oder die Sünden nicht mehr zu begehen. Wir sprechen hier von dem guten Vorsatz. Dazu gehört auch der ent-

schlossene Wille, dass wir uns nicht mehr leichtfertig in die Gefahr der Sünde begeben, dass wir die Gelegenheit zur Sünde meiden. Wir wenden uns in der Bekehrung also aufs Neue Gott zu und denken darüber nach, wie diese neue Zuwendung zu Gott im Einzelnen konkret werden kann.

Die klassische Theologie bestimmt die Sünde als „aversio a Deo“ und als „conversio ad creaturam“, das heißt als „Abwendung von Gott“ und als „Hinwendung zur Kreatur“. Genauer müsste es heißen: als „Abwendung von Gott“ und als „ungeordnete Hinwendung zur Kreatur“, denn alles Geschaffene stammt von Gott und trägt den Stempel des Schöpfers, weshalb die Hinwendung zum Geschöpf als solche nicht schlecht sein kann.

Wenn aber die Sünde „Abwendung von Gott“ und „ungeordnete Hinwendung zur Kreatur“ bedeutet, dann ist es konsequent, dass wir die Reue und den guten Vorsatz definieren als „Hinwendung zu Gott“, und als „Abwendung von der Kreatur“, genauer muss es heißen: als Abwendung von der ungeordneten Anhänglichkeit an den geschaffenen Dingen.

Sündigen tun wir immer dann, wenn wir das Geschaffene dem Ungeschaffenen vorziehen, wenn wir über die geschaffenen Dinge den ungeschaffenen Gott vergessen und wenn wir uns dem Geschaffenen unter Missachtung der Schöpfungsordnung zuwenden.

Falsch wäre es, wenn wir nur eine direkte Abwendung von Gott in einer wichtigen Sache, bei klarer Einsicht und ohne äußeren und inneren Zwang als schwere Sünde verstehen würden. Wir können nicht faktisch sündigen und gleichzeitig Gott nicht beleidigen wollen. Wir können auch schwer sündigen, indem wir uns indirekt von Gott abwenden, wenn wir faktisch ein Gebot Gottes missachten, ohne dabei an ihn denken, wenn also Gott gar nicht ins Spiel kommt. Anders ausgedrückt: Wir können das göttliche Leben auch verlieren, die heiligmachende Gnade, wenn wir uns in einem wichtigen Punkt freiwillig und bei klarer Erkenntnis gewissermaßen einschussweise gegen Gott entscheiden. Dabei können wir durchaus auch schwer sündigen, wenn die Sünde aus Schwäche geschieht. Es kommt dabei auf den Grad der Freiheit und der Einsicht an.

Falsch ist es auf jeden Fall, nur die „Sünde mit der erhobenen Faust“ als schwere Sünde zu verstehen, also die ganz und gar bewusste Sünde, die direkt gegen Gott gerichtet ist. Gemäß der beständigen Lehre der Kirche ist die schwere Sünde, der Verlust des Heiles, eine reale

Möglichkeit letzten Endes für einen jeden von uns, mehr oder weniger. Die Kirche kann sich dabei auf ihren Stifter berufen, der von dem steilen Pfad spricht, der zum Leben führt, und von der breiten Straße, die ins Verderben führt (Mt 7, 13 f). Das muss klar gesagt werden angesichts der heute verbreiteten Tendenz, den Ernst des Heilsweges des Menschen zu verwischen und einem unbiblischen Heilsoptimismus das Wort zu reden.

Mit dem Herunterspielen der Entscheidungssituation unseres Lebens, verfehlen wir uns nicht nur gegen die Offenbarung Gottes, sondern auch gegen die Vernunft.

Wir wissen nicht, wie viele Menschen verloren gehen. Aber ganz sicher würden viel weniger Menschen dem Verderben anheim fallen, wenn wir uns mehr der Verantwortung bewusst wären, die wir für unsere Mitmenschen haben und wenn wir vor allem mehr beten würden für jene, die in die Irre gehen und sich der Sünde ergeben.

Gott will Menschen retten durch uns, Menschen, die nicht gerettet werden, wenn wir versagen. Das ist ein Gedanke, den wir viel zu wenig realisieren. Dabei ist er ein Kerngedanke des Neuen Testaments.

Solange ein Mensch lebt, kann er sich bekehren. Selbst auf dem Sterbebett kann er sich noch bekehren, wenngleich die Bekehrung auf dem Sterbebett nach einem Leben in der Gottesferne nicht besonders häufig zu sein scheint.

Auch wenn die Bekehrung eines Menschen nicht erfolgt vor seinem Tod, können wir Hoffnung haben für ihn, da wir nie das Maß seiner Schuld von außen her berechnen können. Das II. Vaticanum weist darauf hin, dass unter Umständen gar ein Atheist schuldlos sein kann.

Der nächste Vers unseres Briefes hebt noch einmal die zwei Arten von Sünden hervor: *„Jede Ungerechtigkeit ist Sünde; es gibt aber auch eine Sünde, die nicht zum Tode führt“* (5, 17).

Immer laufen wir Gefahr, uns an die Schwächen und Fehler des Alltags zu gewöhnen, der Sünde ein Faustrecht in unserer Seele einzuräumen, sie nicht mehr als einen Fremdkörper in unserem Leben zu empfinden, von dem wir uns unbedingt trennen müssen. Aber wenn wir die Sünde nicht mehr registrieren, verlieren wir allzu bald das Interesse an Gott und an einem disziplinierten Leben sowie den Geschmack am Gebet und an der Gottesverehrung. Es ist das

leichtfertige Sündigen und das Schwinden des Sündenbewusstseins, das den erbarmungswürdigen Zustand der Kirche in der Gegenwart herbeigeführt hat und die Krise der Kirche heute zur Eskalation führt

Wenn wir uns sorgen um das Heil der anderen, wenn wir für sie beten und sühnen, nehmen wir entschlossener auch den Kampf auf gegen die eigene Sünde, fördern wir das Gnadenleben in uns und vertiefen es.

Dass wir uns um unsere irrenden Mitmenschen kümmern, dass wir für sie beten und opfern, und dass wir sie unter Umständen auch ermahnen, auf die Gefahr hin, dass wir uns dafür deren Feindseligkeit einhandeln, das gebietet uns die Bruderliebe, und das ist letzten Endes für uns eine Frage des Heiles.

Johannes greift im folgenden Vers 18 des 5. Kapitels unseres Briefes noch einmal den Gedanken der Gotteskindschaft auf, wenn er erklärt:

*„Wir wissen, wer aus Gott geboren, sündigt nicht; wer aus Gott geboren ist, hütet sich, und der Böse tastet ihn nicht an“ (5, 18).*

*„Wer aus Gott geboren ist, sündigt nicht“.* In Vers 9 des 3. Kapitels hat Johannes bereits erklärt, dass der Mensch die Kraft hat, nicht zu sündigen, weil er aus Gott geboren ist. Hier geht der Apostel noch weiter und versichert, dass keine Sünde vorkommt, solange das Bewusstsein der Gotteskindschaft lebendig in der Seele bleibt.

Die Wiedergeburt aus Gott, ihr entspricht die völlige Absage an die Sünde, objektiv und im Ideal, so müssen wir sagen, denn im Pilgerstand schließt die Wiedergeburt aus dem Wasser und dem Heiligen Geist die Sünde nicht aus, ja, das neue Leben, das aus der Wiedergeburt hervorgegangen ist, kann wieder verloren gehen. Für diesen Fall hat Gott vorgesorgt durch das Sakrament der Buße, das der heilige Augustinus (+ 430) als eine zweite und mühsame Taufe und als die rettende Planke nach dem Schiffbruch bezeichnet hat. Freilich dürfen wir das Sakrament der Buße nicht allein unter dem Aspekt der Wiederherstellung der Taufgnade sehen. Im Alltag der Kirche ist es vor allem bedeutsam im Hinblick auf die Vertiefung und Festigung und Ausweitung der Taufgnade. Das Bußsakrament ist ein wesentliches Element der Entfaltung des religiösen Lebens, weil die Sünde auch im erlösten Menschen große Macht



hat. Das gilt vor allem in einer Welt, die nicht nur dem Christentum, sondern jeder Religion den Kampf angesagt hat.

Wie das natürliche Leben sich gegen den Tod wendet, sich gegen ihn wehrt und Abwehrstoffe gegen ihn bildet, so muss auch das übernatürliche Leben seine Bestimmung darin erkennen. Deswegen ist der Kampf gegen die Sünde und gegen die Versuchung und die Immunisierung gegen die Sünde eine bedeutende Aufgabe im Leben des erlösten Menschen.

Die Anfechtung des übernatürlichen Lebens eine fortwährende Wirklichkeit im Leben des Christen. Die Heilige Schrift sagt von daher: „Der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe“ (1 Petr 5, 8). Dabei müssen wir allerdings bedenken, dass die Macht des Teufels durch Christus grundsätzlich gebrochen ist, weshalb er uns nur noch etwas anhaben kann, wenn wir uns in seine Nähe begeben. Von daher vergleicht der heilige Augustinus (+ 430) den Teufel mit einem Kettenhund, der außerhalb seines Aktionsradius nichts machen kann.

Immer wieder klagen auch solche, die ihre Berufung, die sie in der Taufe und in der Firmung empfangen haben, ganz ernst nehmen, über schwere Versuchungen. Diese können dadurch bedingt sein, dass sie ihre Sinne nicht in rechter Weise in Zucht nehmen, dass sie nicht entschlossen die Gelegenheiten zur Sünde meiden und den Anfängen widerstehen oder dass sie ihr Leben nicht genügend disziplinieren und dem Opfer zu wenig Raum geben in ihrem Leben. Möglicherweise bezeichnen sie aber auch als Versuchung, was nur nervöse Störungen und übertriebene Ängstlichkeit sind. In einem solchen Fall gilt, dass unser Leben sich in größerer Gelassenheit entfaltet, wenn wir das Wesen der Kindschaft Gottes besser erfassen und öfters darüber nachdenken. Auch ist hier zu bedenken, dass jede Versuchung, die wir überwinden, uns in der Freiheit bestärkt, unser religiöses Leben kräftigt und uns tiefe Freude schenkt.

Der heilige Paulus bezeichnet das Leben des Christen als einen guten Kampf, der gekämpft werden muss, als den guten Kampf des Glaubens (1 Tim 1, 18; 6, 12; 2 Tim 4, 7). Der Christ muss ihn führen, das bleibt ihm nicht erspart. Aber er steht dabei nicht allein. Im Leben der Gnade wird göttliche Kraft ihm zuteil, wenn er sie nur ergreift. Zudem übersteigt der Lohn, den er empfangen wird, alle Erwartungen und alle Vorstellungen. Der heilige Paulus drückt das so aus: „Kein Auge hat es gesehen, und kein Ohr hat es gehört, was Gott jenen bereitet hat, die ihn lieben“ (2 Kor 2, 9).

Johannes erklärt: „*Wer aus Gott geboren ist, sündigt nicht*“ (5, 19). Und fährt dann fort:

„*Wir wissen, dass wir aus Gott sind, die ganze Welt dagegen sich in der Gewalt des Bösen befindet*“ (5, 19).

Weil die Christen von Kleinasien, die Adressaten unseres Briefes, wiedergeboren sind aus Gott, deswegen stehen sie in einem besonderen Verhältnis zu Gott, deswegen sind sie aus Gott. Das gilt nicht weniger für uns. Die in der Gnade leben, sind aus Gott, während die, die nicht in der Gnade leben, sich in der Gewalt des Bösen befinden. Dieses Faktum muss uns bewegen, jene, die nicht in der Gnade leben, für ein Leben aus Gott zu gewinnen durch unser Beispiel und immer wieder auch durch unser Wort, vor allem aber durch unser Gebet. Der Missionsauftrag Christi gilt in gewisser Weise für einen jeden von uns.

Wie die Erlösten in enger Verbindung mit Gott stehen, so steht die unerlöste Menschheit unter der Herrschaft des Bösen. Wenn wir unsere Augen nicht verschließen, stoßen wir immer wieder auf die unheilige Macht des Bösen, des Bösen um uns, aber auch des Bösen in uns. In der heutigen Welt eskaliert es geradezu. Denken wir nur an die totale Zerstörung der Geschlechtmoral, an die Abtreibung, an den Medienkampf gegen das Christentum und an die wachsende Abwendung der Menschen von Gott. Dabei wird dem Bösen heute im Unterschied zu früheren Zeiten weithin noch die Qualität des Bösen genommen, ja, vielfach wird das Böse als gut bezeichnet und das Gute als böse.

Aus dieser Situation müsste sich für uns ein geradezu flammender Appell ergeben, das wir uns wehren und den Kampf gegen das Böse aufnehmen, gegen das Böse um uns und in uns, zumindest dergestalt, dass wir uns von ihm kompromisslos distanzieren.

Dazu bedürfen wir freilich jenes heiligen Stolzes, der die überzeugten Christen in allen Jahrhunderten geprägt hat, jenes heiligen Stolzes, der keineswegs der christlichen Demut entgegensteht. Er ist die Frucht eines lebendigen Taufbewusstseins. Das Taufbewusstsein müssen wir pflegen.

Anders als die unerlöste Welt lebt der Christ aus der Verbindung mit Gott, sucht er die unerlöste Welt zu Gott zu führen durch sein Beispiel und durch sein Wort und vor allem durch

sein Gebet. Er weiß, dass er Verantwortung trägt für die Welt und für die Menschen und dass er bemüht sein muss, die Gnade, die er empfangen hat, mit möglichst vielen zu teilen.

Wer aus Gott geboren ist, sündigt nicht, und er lebt aus der Verbindung mit Gott. Darüber hinaus darf er und muss er aus der Verbindung mit Christus leben. Davon spricht der letzte Vers vor dem Schluss-Vers unseres Briefes, wenn er feststellt:

*„Wir wissen, der Sohn Gottes ist gekommen und hat uns Einsicht verliehen, den Wahrhaftigen zu erkennen. Und wir sind in dem Wahrhaftigen, in seinem Sohn Jesus Christus. Er ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben“ (5, 20).*

Wir sind aus Gott geboren und sündigen deshalb nicht, wir sind mit Gott verbunden und grenzen uns deshalb ab von der unerlösten Welt und wir leben aus der Verbindung mit Christus, dem Erlöser.

Gott ist unsichtbar für uns und unbegreiflich in seinem Wesen. In Jesus Christus ist er in unserer Welt erschienen und in menschlicher Gestalt sichtbar geworden. In dem Menschen Jesus von Nazareth hat Gott bleibend Gestalt angenommen, für Zeit und Ewigkeit. Als der Verklärte lebt er in jener anderen Welt, die unsere Zukunft ist, die Gott uns verheißen hat, lebt er aber gleichzeitig fort in dieser Welt. Und das in verschiedenen Daseinsweisen. Der Auferstandene erklärt seinen Jüngern: „Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt“ (Mt 28, 20).

In dem menschengewordenen Sohn Gottes wird uns nicht eine neue Philosophie über Gott geschenkt, in ihm begegnet uns vielmehr der lebendige Gott, trägt er ein menschliches Antlitz. Christus vermittelt uns einen Gottesbegriff, wie ihn jeder Mensch, auch der schlichteste und einfachste, zu fassen vermag. Und in diesem Gottesbegriff liegt unsere Erlösung begründet. Dem Apostel Philippus erklärt Jesus im Johannes-Evangelium: „Wer mich sieht, sieht den Vater“ (Joh 14, 9). Durch sein Leben, durch seine Lehren, durch sein Leiden und durch sein Sterben zeigt er uns das Wesen Gottes, wie es wirklich ist, und schafft damit die Grundlage der Erlösung. Somit offenbart er uns nicht nur, wer Gott ist und wie er ist, sondern erfüllt er auch in vollkommener Weise die tiefe Sehnsucht der Menschen nach der Verbindung mit Gott.

Der erste Johannes-Brief schließt mit einer Warnung vor dem Götzendienst.

*„Meine Kinder, hütet euch vor den Götzen. Amen“ (5, 21).*

Der 1. Johannes-Brief ist ein feierliches Bekenntnis zur Gottheit Christi. Die Alternative dazu ist der Götzendienst. So war es faktisch in der geistigen Umwelt der Adressaten des Briefes, der kleinasiatischen Christen. So ist es im Grunde auch heute noch. Daher die Warnung vor ihm am Schluss des Briefes. Heute hat der Götzendienst allerdings eine andere Gestalt als zur Zeit des Apostels Johannes. Viele vergötzen heute den Besitz, die Lust oder Macht und Ehre. Andere vergötzen heute das Geld oder das Geschäft oder den Sport oder die Bequemlichkeit oder sie vergötzen einen Menschen. Nicht selten vergötzen Eltern ihre Kinder heute, die einen vernachlässigen sie, die anderen vergötzen sie. Manchmal sind es auch heimliche Götzen, um deretwillen wir heute dem wahren Gott die Treue aufkündigen. Nicht zuletzt ist es das eigene Ich, das die Menschen heute vergötzen. Dabei hängt der Mensch mit unglaublicher Zähigkeit an seinen Götzen und stets versteckt er sie vor dem prüfenden Auge des Gewissens. Der Grund dafür, dass die Menschen die Verehrung der Götzen der Verehrung des wahren Gottes vorziehen und dass sie so zäh daran festhalten, liegt in der Erbschuld, in jenem verhängnisvollen Bruch zwischen Gott und der Menschheit am Anfang der Geschichte der Menschen.

Die Warnung vor dem Götzendienst als einer verbreiteten Alternative zum Christusbekenntnis nimmt auch in der Geheimen Offenbarung einen breiten Raum ein. Aber auch in vielen anderen Schriften des Neuen Testaments ist sie ein wichtiges Thema. Im Alten Testament ist sie das Grundthema.

Der Götterkult ist stets eine große Versuchung für die Menschen, weil er den Sinnen schmeichelt und weil er anspruchslos ist. Im Grunde beherrscht er die Öffentlichkeit zu allen Zeiten, mehr oder weniger. Er profitiert davon, dass wir stets dazu neigen, uns anzupassen. Der Herdentrieb und die Tendenz zur geistigen Uniformierung sind stark, derweil die Tendenz zur Eigenständigkeit nur schwach entwickelt ist. Hinzukommt kommt der Druck der Öffentlichkeit, die als solche stets totalitär ist. Die Tendenz zur Uniformierung zeigt sich besonders augenfällig in der Mode. Es ist charakteristisch, dass gerade die jungen Menschen ihr kritiklos verfallen, obwohl sie immer wieder die Eigenständigkeit ihres Denkens und ihrer Lebensführung betonen. Die Selbsterkenntnis ist eben ein schwieriges Unternehmen. Nicht nur in der Mode verfallen die jungen Menschen - aber nicht nur sie - allzu leicht der Tendenz zur Uniformierung, das gilt im Grunde auch für alle Bereiche ihres Denkens und ihrer Lebensführung.

Die abschließende Mahnung unseres Briefes „Hütet euch vor den Götzen“ gilt in jedem Fall auch uns. Wir sollten sie als Warnung vor dem Zeitgeist verstehen, als Aufforderung, nach unserem Gewissen zu leben und unserem Glauben die Treue zu halten<sup>20</sup>.

---

<sup>20</sup> Vgl. Josef Könn, Glaube und Lieben, Bibellesungen über die Johannesbriefe, Einsiedeln 1940, 83 - 188.

## DIE PREDIGTEN IN DEN HEILIGEN MESSEN WÄHREND DER BESINNUNGSTAGE

PREDIGT AM 20. JULI 2007:

ÜBER DAS APOSTOLAT DES GEBETES FÜR PRIESTER- UND ORDENSBERUFE

Wir sehen unser besonderes Apostolat im Gebet für Priester und Ordensleute. Wir beten dafür, dass die, die berufen sind zum Priester- und Ordensstand, den Ruf nicht überhören und dass die, die dem Priester- und Ordensstand angehören, ihren Dienst in Treue verrichten. Das ist ein großes Programm, und damit sind viele Fragen und Antworten angesprochen, die heute die Kirche verunsichern. Diese Verunsicherung wäre nicht so destruktiv, wenn die Fragen und die Antworten hier nicht so vage wären und wenn wir alle mehr und tiefer nachdenken würden.

Das Vorbild der Priester ist Christus, der gute Hirt, Christus, unser Erlöser, der in seinem Erdenleben in der inneren Einheit mit dem Vater gelebt und sich ganz und gar den Menschen hingegeben hat, er ist das Vorbild für den Priester, der sich im Gebet und - aus Liebe zu Gott - im Dienst an den Menschen verzehren soll. Von da her ist der Weg nicht weit zum Ordensberuf, denn das Richtmaß der Ordensfrau und des Ordensmannes ist das gleiche: Gebet und Dienst an den Menschen - aus Liebe zu Gott und aus Liebe zu dem Erlöser. Deshalb pflegen wir das Anliegen der Regeneration des Priester- und des Ordensstandes als ein einziges anzusehen.

Die Priester und Ordensleute sind die entscheidenden Säulen der Kirche, sie sind unersetzbar für das katholische Selbstverständnis, eine ideale Verwirklichung des Christseins, der Nachfolge Christi.

Hier ist zweierlei zu bedenken: Der Rückgang der Berufungen ist ein Zeichen des Substanzverlustes der Kirche, und das Problem ist hier eigentlich nicht die Quantität, sondern die Qualität.

Wenn heute Pfarreien verwaist bleiben und Klöster veröden und die Kranken- und Altenpflege immer mehr kommerzialisiert wird, so hat das letztlich nur einen Grund, die innere Auszehrung der Kirche, die Verdünnung des Glaubens und die Verflachung des christlichen Lebens. Damit sind wir aber alle angesprochen.

Der Priestermangel ist eigentlich kein Priestermangel, sondern ein Gläubigenmangel. Überall haben wir leere Kirchen. Im Verhältnis zu den Gläubigen, die noch in die Kirche gehen, haben wir eher einen Priesterüberschuss als einen Priestermangel. Das heißt: Die Rede vom Priestermangel ist im Grunde irreführend, sie lenkt ab von dem eigentlichen Problem. Das wird oft nicht bedacht, vielfach aus Gedankenlosigkeit, aber wohl nicht immer.

Im Grunde ist es so, dass Gott heute nicht weniger Menschen zum Priester- und Ordensstand beruft als in früheren Zeiten, aber viele überhören seinen Ruf heute. Weil der Glaube und das Glaubensleben veräußerlicht sind, weil vieles in der Kirche zum äußeren Betrieb erstarrt ist, weil dank der Propaganda gegen die Kirche und gegen das Christentum selbst Gott für viele zum Problem geworden ist und die totale Gottlosigkeit sich ausbreitet - zuweilen geschieht das auch in der Kirche - deswegen hat die Kirche an Anziehungskraft verloren, und deswegen stellt sie sich in der Öffentlichkeit schlecht dar, ganz zu schweigen von der inneren Uneinigkeit in der Kirche. Es ist auch der Zustand der theologischen Lehre und der theologischen Forschung, der hier mitspielt. Zudem ist der antirömische Affekt oft sehr stark, nicht nur in unserem Land, und vielerorts verwirrt eine falsche Ökumene die Geister. Die Folge ist die,

dass die Kirche weithin ihre Identität verloren hat. Die verlorene Identität, das ist häufig aber auch das Problem der Priester und der Ordensleute. Man hat - nicht zu Unrecht - von einer Krise des Amtes in der Kirche gesprochen. Diese infiziert in verhängnisvoller Weise die Orden der Kirche.

Der letzte Grund für den Rückgang der Priester- und Ordensberufe ist einfach der Glaubensschwund und, damit verbunden, die Fixierung der Menschen auf diese Welt, auch innerhalb der Kirche. Wenn alles ins Schwimmen gerät, dann hält man sich lieber an das Vordergründige, an das, was man hat, nicht an das, was einem versprochen wird. Dann zieht man den „Spatz in der Hand“ der „Taube auf dem Dach“ vor, wie es das Sprichwort sagt. Für vage Hoffnungen ist niemand bereit, auch nur kleine Opfer zu bringen.

Deshalb gibt es nur einen Weg, das Übel zu beheben: Die Wiedergewinnung des Glaubens und seine Vertiefung, die innere Erneuerung der Kirche und die Wiedergewinnung des christlichen und des katholischen Selbstbewusstseins.

Deshalb darf man auch nicht weniger fordern von den Priestern und Ordensleuten und von denen, die es werden wollen, sondern muss man mehr fordern von ihnen, mehr an Gebet, mehr an Treue in der Erfüllung des Willens Gottes und mehr an Einsatz für die Menschen, mehr aber auch an Können und Fähigkeit.

Darum ist auch der verstärkte Einsatz von bezahlten Laienkräften keine Lösung, er verschärft das Problem im Grunde. Besser ist da der Einsatz von ehrenamtlichen Helfern, der Appell an die Verantwortung, die alle tragen, und an die apostolische Gesinnung, sowie die Aktivierung der Gnade der Firmung. Die Verantwortung für das Evangelium und für die Kirche, die aus ihr resultiert, sie ist zu allen Zeiten ein bedeutendes Element des Christseins.

Die Glaubensverkündigung war noch nie eine Frage der Zahl. Ein solches Denken ist schon in sich ein Ausdruck der Veräußerlichung. Auf die Qualität kommt es hier an. Sie kann die Quantität weithin auffangen. Und wenn die Qualität wächst, so wird auch die Quantität wachsen, ohne dass man auch nur einen Finger darum krümmt. Die Kirche ist kein Dienstleistungsbetrieb, in ihr geht es um das Zeugnis. Die Glaubensverkündigung und die Seelsorge geschehen wirksamer und tiefer durch das Sein als durch das Tun.

Das Gebet um Priester- und Ordensberufe ist notwendig und bedeutsam. Vorausgehen muss ihm aber unser aller Umkehr und eine innere Erneuerung der Kirche. Dazu gehört auch die immer neue Hinkehr der Priester und Ordensleute zu Christus und zum Vatergott im Geiste des Gebetes und in der Hingabe an die Menschen. Ein wenig von dieser Forderung an die Priester und Ordensleute dürften, ja, müssten sich aber auch alle übrigen Gläubigen zu Eigen machen. Hier geht es um den lebendigen Glauben in den Familien, um das Gebet und den regelmäßigen Gottesdienstbesuch. Wenn die Familien weiterhin vom Ungeist der Massenmedien geprägt werden, dann wird es weiter bergab gehen, nicht nur im religiösen Leben, auch im gesellschaftlichen und im politischen Leben. Dann aber gibt es am Ende keine Priester und keine Ordensleute mehr oder nur noch sehr fragwürdige.

In den Familien beginnt die Berufung zum Priester- und Ordensberuf zu reifen, im Leben mit der Kirche, im regelmäßigen Empfang des Bußsakramentes und in der Distanzierung von einem üblen Zeitgeist.

Christus weinte einst über die Stadt Jerusalem, über die Veräußerlichung der Menschen dieser Stadt und über ihre Herzenshärte und über ihre Verblendung (Lk 19,41). Weint er nicht auch über uns? Viel unterscheiden wir uns nicht von den Einwohnern Jerusalems in damaliger Zeit.

Wir müssen das Anliegen des der Priester- und Ordensberufe in einem größeren Zusammenhang sehen. Das Gebet muss immer den ersten Platz innehaben, in all unseren Anliegen, weil jede gute Gabe von Gott her kommt, wie es im Jakobusbrief heißt (Jak 3,17). Aber unser Gebet findet nur dann Gehör bei Gott, wenn wir glauben und vertrauen und wenn wir aus diesem Glauben und aus diesem Vertrauen leben. Getragen werden muss das Gebet von unserer Hingabe an Gott im Alltag unseres Lebens und von der treuen Nachfolge Christi. Amen.



PREDIGT AM 21. JULI 2007:  
MARIA UNTER DEM KREUZ.

Unter dem Kreuz erhält Maria in Johannes einen Sohn, und Johannes erhält in Maria eine Mutter. Das ist in geistiger Weise zu verstehen. Im Evangelium dieser heiligen Messe heißt es: „Von jener Stunde an nahm sie der Jünger zu sich“. Johannes steht für uns alle. Uns allen hat Christus in Maria eine Mutter gegeben.

Die Quelle der Mutterschaft Mariens ist das Kreuz, die Erlöserliebe Christi, die uns in eindrucksvoller Weise nahegebracht wird in dem durchbohrten Herzen des Gekreuzigten. Die himmlische Mutter ist das kostbarste Geschenk, das die Liebe Gottes uns übergeben hat.

Im Mariengeheimnis laufen im Glauben der Kirche schließlich alle Glaubensgeheimnisse zusammen. Die Marienwahrheit steht irgendwie im Zentrum des christlichen Glaubens. Der katholische Christ registriert das mit großer Dankbarkeit.

Dennoch wird er die Augen nicht davor verschließen können, dass man an der Verehrung der Mutter Jesu immer wieder Anstoß genommen hat in der Geschichte der Kirche, bis in die Gegenwart hinein, außerhalb der Kirche per se, aber auch innerhalb der Kirche.

Maria ist unsere Mutter, das heißt: sie will für uns sorgen, wie eine gute Mutter für ihre Kinder sorgt. In erster Linie für unser geistliches Wohl, für unser ewiges Heil, aber nicht nur, denn das geistliche Wohl und das leibliche gehören zusammen. Wir können uns also immer und in allem an sie wenden. Immer und in allem können wir bei ihr Geborgenheit finden in der Ungeborgenheit dieser Welt.

Wenn Maria unter dem Kreuz unsere Mutter wird, so wird sie damit zugleich auch das himmlische Urbild aller irdischen Mutterschaft.

Alle Welt ist auf der Suche nach der Mutter. Männer und Frauen und Kinder, sie alle suchen die Mutter, gerade weil Mütter selten geworden sind, Mütter, wie sie der tiefsten Sehnsucht des Menschen entsprechen. Viele Frauen wollen biologisch keine Mütter mehr werden, weil sie sich dadurch in der Selbstverwirklichung behindert sehen. Wir alle haben vergessen, weil man es uns so einredet, dass nicht die Selbstverwirklichung uns Erfüllung schenkt, sondern die Hingabe. Millionen Mütter in aller Welt töten ihre Kinder vor der Geburt, wenn ihre Verhütungspraxis nicht gelingt. Andere, die Mütter sind, biologisch, werden ihrer hohen Berufung nicht gerecht: Entweder schenken sie ihren Kindern zu wenig Liebe oder zu viel, was auf das Gleiche hinausläuft. Auch das ist bedeutsam. Darauf wird nicht genügend hingewiesen. Vor allem werden die Dienerinnen des Lebens vielfach zu Dienerinnen des Todes. Sie folgen damit nicht der zweiten Eva, die zur Mutter des Lebens geworden ist, sondern der ersten. Das ist ein Fanal, ein böses Vorzeichen, ein beunruhigendes Faktum, eine verhängnisvolle Verwirrung des Geistes.

Mit der Verachtung der Mutterschaft verödet unsere Welt, wird eine unabsehbare Welle von Konflikten heraufbeschworen, stirbt unsere Kultur. Letztlich ist sie ein Ausdruck der feministischen Ideologie. Sie verschmäht die Mutterschaft in letzter Radikalität. Bis in die tiefsten Wurzeln hinein ist sie lebensfeindlich und unfruchtbar und anarchistisch. Darin, aber nicht nur darin, ist sie eine Totalabsage an das Christentum.

Der Begriff „Mutter“ ist ein Urwort. Er birgt in sich: Selbstlosigkeit, Opfermut, Verantwortung, Selbstbeherrschung, Geborgenheit, Wärme, Trost und stilles Glück. Das alles zu schen-

ken, ist die Berufung der Frau. Vergeblich sind heute viele Menschen auf der Suche danach. Denn Kälte, Beziehungslosigkeit und Ungeborgenheit bestimmen das geistige Klima unserer Zeit. Indem die Frau die Berufung ablehnt, die ihr zuteil geworden ist, verrät sie ihre Würde.

Die Mutterschaft im leiblichen oder im geistigen Sinne ist die höchste Berufung der Frau und die tiefste Sehnsucht der Menschheit. Wo die Frau dieser ihrer Berufung nicht folgen will, da verliert sie ihre Würde. Aber nicht nur das. Da steht die Menschenwürde überhaupt zur Disposition. Die Natur lässt sich auf die Dauer nicht ungestraft missachten. Der heilige Augustinus (+ 430) hat das tiefe Wort geprägt: „Du, o Gott, hast die Welt so gemacht und ihre Gesetze so gefügt, das sich jeder ungeordnete Geist selbst zur Strafe wird“.

Wer wollte leugnen, dass die Würde der Frau im Gefolge einer feministischen Ideologie – womit wahrlich nichts gegen eine Gleichberechtigung im guten Sinne gesagt werden soll - auf dem tiefsten Punkt angelangt ist, dass sie nicht mehr tiefer sinken kann? Die Frau hat sich selber erniedrigt zu einer Sache, weithin, denn Hand in Hand mit der Missachtung der Mutterschaft geht die Missachtung von Reinheit und Selbstbewahrung.

Die Frau hat ihr Urbild vergessen, wie es uns in der Mutter Jesu begegnet, oder verachtet es gar. Das hat viel Leid zur Folge, für die Betroffenen und für uns alle.

Maria ist nicht nur das Urbild der Frau und der Mutter, die wir suchen in unserem Leben, unter dem Kreuz Christi ist sie uns auch ganz persönlich zur Mutter gegeben worden, zur Mutter in einem geistigen Sinn, ist sie ein leuchtendes Vorbild für die Frau geworden, für jede Frau, und für die christliche Existenz überhaupt. In Maria nimmt die gekreuzigte Liebe des Gottessohnes für uns alle Gestalt an. Maria schenkt uns all das, was uns die irdischen Mütter nicht schenken können oder wollen, sie schenkt uns Geborgenheit und Wärme, sie tröstet uns und sie trocknet unsere Tränen, sie geht uns voraus in die himmlische Heimat und begleitet uns auf unserem irdischen Pilgerweg mit ihren Gebeten. Sie ist nicht nur das Urbild aller Mütterlichkeit und das Urbild unserer christlichen Existenz, sie ist auch die Mutter der Kirche und repräsentiert sie im geistigen Sinne. In aller Not dürfen wir nach unserer himmlischen Mutter rufen, nach einer Mutter, deren Möglichkeiten alle Grenzen unserer Todeswelt übersteigen.

Das Vertrauen zu Maria hat immer wieder ergreifende Worte gefunden in der Geschichte der Kirche. In klassischer Weise im „Salve Regina“, in jenem Gebet, das im Allgemeinen auf einen gelähmten Mönch des Klosters Reichenau zurückgeführt wird, der im 9. Jahrhundert gelebt hat. Er nennt Maria die Mutter der Barmherzigkeit, unser Leben, unsere Wonne und unsere Hoffnung. So würden auch wir es tun. Wenn wir von ihr nicht weichen, geleitet sie uns auf den rechten Weg, führt sie uns sicher zum Ziel.

PREDIGT AM 22. JULI 2007:  
VOM GEHEIMNIS CHRISTI UND DER ERLÖSUNG ALS DEM GEHEIMNIS DER HOFFNUNG AUF DIE  
HERRLICHKEIT DES HIMMELS

Die Lesung des heutigen Sonntags spricht von dem Geheimnis Christi und der Erlösung und von der uns dadurch gegebenen Hoffnung auf die Herrlichkeit des Himmels. Wenige Jahrzehnte zuvor ist es Wirklichkeit geworden. Der Apostel Paulus darf es verkünden in dieser geschichtlichen Stunde. Es ist der eigentliche Inhalt der Briefe des Apostels. Vierzehn solcher Briefe sind uns überliefert. In ihnen geht es im Grunde um nicht anderes als um dieses Geheimnis.

Es ist für alle Völker bestimmt, das Geheimnis Christi und der Erlösung. Das zu betonen, wird der Apostel nicht müde. Deshalb nennen wir ihn den Völkerapostel. Galt Gottes Liebe im Alten Testament nur dem Volk Israel, dem von Gott auserwählten Volk, so dachte man jedenfalls, galt sie nun allen Völkern. Christus hatte die universale Liebe Gottes verkündet. Damit war gleichsam eine neue Zeit angebrochen. Das neue Gottesvolk sollte sich als Weltkirche konstituieren. Die Botschaft lautete nun: Gott will das Heil aller. Freilich bedingt, denn die Menschen müssen es auch annehmen mit allem, was darin eingeschlossen ist. Aufgedrängt wird es ihnen nicht. Das wäre widersinnig, Gott hat die Menschen als freie Wesen geschaffen. Wollen können das Heil aber nur, wenn sie darum wissen, jedenfalls normaler Weise.

Heute, beinahe 2000 Jahre nach dem Wirken des heiligen Paulus ist erst ein Drittel der Menschheit getauft. Und in diesem Drittel haben viele die Botschaft von der Erlösung wieder vergessen oder über Bord geworfen. In unserer westlichen Welt ist das bei weitem die Mehrheit. Aber sie sind nicht glücklich dabei. Die Zahl der Suchenden wächst bei denen, die draußen sind, aber auch bei denen, die drinnen sind, die nominell noch drinnen sind. Da sind wir alle angesprochen, Zeugen des Glaubens und der Liebe zu sein. In erster Linie sicherlich durch unsere Lebensführung, durch unser Beispiel, aber nicht nur.

Die Weltmission, sie scheint weithin zusammengebrochen zu sein, und mit der Verkündigung des Glaubens bei uns, in der westlichen Welt, die traditionell christlich ist, sieht es nicht viel besser aus. Da herrscht weithin ein platter Hedonismus und verdrängt oder unterminiert das Christentum, sofern es noch vorhanden ist. Die Neu-Eangelisierung aber ist nicht sehr überzeugend. Und was die Verkündigung des Christusgeheimnisses in den Ländern der Zweiten und der Dritten Welt angeht, steht scheinbar die Entwicklungshilfe im Vordergrund. Wir unterschätzen die Menschen jedoch, wenn wir sie nur mit Lebensmitteln und Medikamenten versorgen wollen.

Dennoch steht fest, dass nur noch das Christentum, die Religion der Liebe, uns retten kann, nicht nur im Blick auf das Jenseits, auch im Blick auf das Diesseits, politisch, gesellschaftlich und wirtschaftlich. Viele haben erkannt, dass es so nicht weitergeht. Es werden viele Pläne geschmiedet für die Zukunft. Wir suchen nach neuen Energiequellen, bemühen uns, die Nahrungsmittelproduktion zu steigern, die Umwelt zu verbessern und arbeitssparende Maschinen zu konstruieren. Dabei übersehen wir, dass unser Bemühen in einem größeren Kontext stehen muss. Wir kommen nicht ans Ziel, wenn wir alles haben und nichts dafür einsetzen wollen, wenn wir drauflos leben und nicht krank werden wollen, wenn wir nicht arbeiten und doch reich sein wollen. Wenn der genügsame Mensch ausstirbt, sind alle Reformen vergeblich. Das ist ein Punkt. Ein Weiteres ist hier zu bedenken: Wenn die Moral immer mehr ausblutet, geht alle Demokratie ins Leere. Viele empfinden die Not, die uns umgibt, die mangelnde Tragfähigkeit unseres Glaubens, unserer Hoffnung und unserer Liebe, wenn auch oftmals nur unbe-

wusst. Es wachsen von daher bei ihnen die Angst und die Sorge, die Angst vor der Zukunft und die Sorge um sie.

Dabei gilt es zu erkennen, dass wir eine neue Ordnung nur dann einführen können, wenn wir genügend Selbstbescheidung haben in unseren irdischen Wünschen, und dass wir erst dann in eine tragfähige Zukunft schreiten können, wenn wir wieder begeistert sind von unserem Reichtum in Christus, von dem Reichtum unserer Hoffnung.

Die Verkündigung des Heilsgeheimnisses Gottes, das war immer der Grund für die staunenswerte Fruchtbarkeit des Wirkens der Kirche. Heute stagniert es weithin, dieses fruchtbare Wirken, weil die Kirche nicht selten die Vertikale verloren hat und zu einem Sozialinstitut degeneriert ist, weil sie vielfach nur noch unter dem Aspekt soziologischer Rezepte gesehen wird und sich auch selber vielfach nur noch unter diesem Aspekt sieht. Und selbst das soziale Wirken erfolgt dann oftmals nur noch in der Gestalt von kernigen Sprüchen. Dazu passt es, dass aus dem Priester ein Gemeindeleiter geworden ist. So wollten es viele von ihnen. So wollten es aber auch viele ihrer Mitstreiter aus dem Kreis der Laien. Da droht es in Vergessenheit zu geraten, dass die Kirche in erster Linie die Offenbarung Gottes zu hüten und zu verkünden und den Menschen das Heil zu vermitteln hat. Damit sind wir indessen alle angesprochen auf Grund unserer Taufe und unserer Firmung.

Die Welt wartet auf das Geheimnis Christi, auf die Verkündigung des Evangeliums von der Liebe Gottes und von der großen Zukunft, die auf uns wartet. Diese muss in Worten geschehen, aber auch in Taten, vor allem in Taten der Liebe, die aus dem Opfer hervorgeht. Da sind alle gefragt.

Wir stehen gegenwärtig an einer Wende von weltgeschichtlicher Bedeutung. Vieles wächst uns heute über den Kopf. Der Ansturm des Bösen ist mächtiger als je zuvor. In vielem erinnert unsere Zeit uns an den Anfang der Kirche, an die Zeit, in der der Apostel Paulus wirkte. Es geht heute um alles. Da braucht es das Vertrauen zu Christus, dem Erlöser, Gebet und Opfer sowie die treue Erfüllung des Willens Gottes, und in diesem Kontext die Verkündigung des Geheimnisses Christi und der Erlösung durch alle, die sich mit der Gnade Gottes den Glauben bewahrt haben. Amen.